

Die Gartenlaube



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Trudchens Heirath.

Von W. Heimbürg.
(Fortsetzung.)

Kochdruck verboten.

Nach Tode später kehrten die Eisenhimmel mit dem geschlossenen Wagen in scharfem Trabe vom Kirchhofe zurück. Im Fond saß neben dem Onkel, Arthur Friedrich mit verweinten Augen; gegenüber Linden. Sie hatten Trauerflor um die Hüfte und Trauerflor am linken Arm.

„Aber sprich doch, sprich, was ist denn geschehen?“ forschte er, „giebst Du Dich so dem Schmerz am den kleinen Liebling hin? Ich bitte Dich, Trudchen nimm Dich zusammen, fasse Dich — Du machst Dich krank!“

Der Winter war vor dem Scheiden noch einmal in voller Herrlichkeit erschienen; es schneite, und die großen Flocken legten sich auf ein kleines frisches Grab in der eisenmüthigen Familiengruft der Baumhagen. Jenny's blonder Liebling war todt!

Sie hatte nicht geweint, sie sah nur leichenblau aus und ihre Hände lagen eifrigfalt in den seinen. „Komm,“ sagte er, „erzähle mir, weine Dich aus!“ Und er zog sie an sich.

Im Wagen sprach Niemand ein Wort, und als die drei Herren ausgestiegen waren, ging jeder nach einem stummen Eindruck seinen eigenen Weg; Onkel Heinrich, um einen Lognat zu nehmen, Arthur zu seiner trostlosen jungen Frau und Linden hinauf zu Trudchen.

Sie schmiegte sich fest in seine Arme, wie sie es noch nie bisher gethan. „Nun bin ich bei Dir,“ flüsterte sie, „nun ist es gut.“ „Hast Du Dich gefürchtet? Hat Dir Jemand etwas gethan?“ fragte er zärtlich.

Er fand sie nicht in der Wohnstube; sie war wohl noch bei der Schwester. Dann schaute er nebenan etwas rascheln zu hören; er schritt über den weichen Teppich und trat in die geöffnete Thür des Erlegimmers.

Sie nickte. „Ja!“ sprach sie hastig, „vorhin — da hörte ich ganz zufällig ein paar Worte an zwischen Mama und der Tante Stadtrathin — sie kamen von Jenny herauf, sie vermuteten mich wohl nicht hier — ich weiß es nicht. Mama weinte noch immer sehr um den Kleinen und — dazwischen sagte sie, Jenny müsse aus dem Hause — sie müsse zerstreut werden — diese apathische Ruhe sei so gefährlich. Du weißt ja, sie hat seit drei Tagen noch kein Wort gesprochen — und — ich müsse sie begleiten auf eine längere Reise — damit ich —“ Sie stockte und biß die Lippen auf einander.

Trudchen,“ sagte er befehlend, „um Gotteswillen, was ist das?“ — Sie lag hinstehend vor ihrem kleinen Sofa, den Kopf in ihre Arme gebogen; ein wunderliches Jucken und Beben ging durch ihren Körper, wie wenn man weint ohne Tränen.



Bad Landek in Schlesien.

Trudchen!“ Er hob sie und wollte sie emporgießen, da hob sie den Kopf und

„Damit Du mich womöglich vergessen sollst?“ fragte er ernst.

Er legte die Hand unter ihr Kinn und blickte in ihre Augen. Sie antwortete nicht; aber er las die Bestätigung in dem tränenumflorten Blicke.

„So gern möchte man mich hier fortdrängen? So stark ist die Abneigung, Trudchen? — Und Du?“ Er fühlte, wie sie zitterte.

„D!“ sprach sie mit einer Heftigkeit, vor der Linden fast erschauerte — „o — ich — siehst Du, es giebt Momente, wo ein Dämon Gewalt über mein Herz bekommt; ich bin hinein gelaufen im hellen Jörn, ich — ich weiß nicht mehr, was ich Alles gethan und gesagt habe — ich schäme mich jetzt; ich hätte still sein müssen, sie können uns ja gar nicht trennen, nein — sie können es nicht! Nun liegt Mama drüben in ihrem Schlafzimmer und die Sophie ist zu dem Doktor geschickt. Ach, Franz, ich habe so lange Jahre Alles geduldig getragen — ist es denn so große Sünde, wenn endlich das unterdrückte Gefühl durchbricht, wenn einmal die Selbstbeherrschung mich verläßt? Ich bin heftig gewesen — ich habe mich stets für so ruhig gehalten — wie ein Sturm rissen die Worte mich hin, die ich gehört; ich weiß nicht, wie schwer meine Vorwürfe waren gegen die Mutter. — Und heute, gerade heute, wo sie den einzigen Sonnenstrahl hinausstrug, der für mich im Hause war!“

„Wir wollen zur Mama gehen, Trudchen, und sie bitten, uns zu verzeihen, daß wir uns so lieb haben — komm!“

Er hatte das so gesprochen, um sie zu trösten, und weil er fühlte, daß irgend Etwas geschehen müsse. Am liebsten hätte er das Mädchen an die Hand genommen und sie hinausgeführt über diese Schwelle.

Sie machte sich los und sah ihn erstaunt an. „Um Verzeihung bitten? Dehhalb?“

„Trudchen, verstehe mich nicht falsch!“ Er wurde fast verlegen vor ihren großen verwunderten Augen. „Ich meinte damit, daß Mama es auf eine angemessene Art erfährt, wie wir von einander nicht lassen werden. Sag' ihr ein gutes Wort wegen Deiner Heftigkeit. Komm, ich gehe mit Dir.“

„Das kann ich nicht!“ rief sie. „Ich kann nicht um Verzeihung bitten, wenn man mich so gekränkt hat in dem, was mir das Heiligste, das Liebste ist. Ich kann nicht!“ wiederholte sie und trat an ihm vorüber in den Erker.

Er ging ihr nach und faßte nach ihrer Hand; es war ihm wunderbar zu Muth. Er hatte bis jetzt nur das ruhige maßvolle Weib in ihr gesehen. Aber sie verstand ihn falsch.

„Nein!“ sagte sie, „bitte mich nicht darum, Franz; ich thue es nicht, ich kann es nicht, ich habe es nie gekonnt! Auch als Kind nicht, obgleich sie mich stundenlang eingesperrt haben in eine dunkle Stube.“

„Ich wollte Dich nicht bitten,“ sagte er, „laß mir nur Deine Hand; ich muß doch wissen, daß Du es noch bist, Trudchen.“

Sie beugte sich hernieder auf seine Rechte und drückte einen Kuß darauf. „Wenn Du nicht auf der Welt wärst, Franz, wenn ich hier allein stehen müßte heute!“ flüsterte sie innig.

„Aber Du hast doch um meinetwegen den Kummer,“ erwiderte er gerührt.

Sie schüttelte den Kopf. „Bekenne mich nur nicht,“ sprach sie weiter, „und habe Rücksicht mit meinen Fehlern. Nicht wahr, Franz, das verprüdest Du mir?“ Es klang wie Angst aus dieser Bitte. „Sieh, ich bin so trotzig, wenn ich mich gekränkt fühle; hart werde ich dann aus Trotz wie ein Stein, alles Gute schweigt in mir; hassen kann ich, wenn mir niedriges Denken entgegentritt! Franz, Du weißt es nicht, was ich schon gelitten habe darunter.“

Sie standen noch immer Hand in Hand. Draußen wirbelte der Schnee vor den Spiegelscheiben in der Dämmerung des vergehenden Wintertages. Es war so still hier drinnen, so warm und traut.

„Franz!“ flüsterte sie.

„Mein Trudchen!“

„Du bist mir nicht böse?“

„Nein! Nein! Wir wollen unsere Fehler ertragen, und wir wollen sie schon bessern; wenn wir uns nur erst ganz allein haben.“

„Du hast keine Fehler,“ sagte sie stolz und überzeugt und schmiegte sich an ihn.

Er war erst. „Doch, Trudchen; ich bin ein maßloses schmeicheles Mensch, heftig bis zum Jähzorn.“

„Das sind nicht die schlechtesten Männer,“ meinte sie und schlang den Arm um seinen Hals.

„Weißt Du das so genau?“ erkundigte er sich und sah lächelnd in das liebliche Antlitz, das jetzt so weich in der Dämmerung vor seinen Blicken verschwamm.

„Ja! Die Großmutter behauptete es immer,“ nickte sie.

„Die Großmutter aus der engen Gasse?“

„Dieselbe, Liebster; hättest Du sie doch gekannt! Aber Deine Mutter möchte ich sehen,“ fügte sie dann hinzu.

„Wir reisen hin, Liebling, sobald wir Mann und Frau Mann wird das sein?“

„Franz,“ bat sie statt der Antwort, „laß uns nicht reisen, laß es mich erst wissen, wie es in einer Heimath ist, wo Liebe, Vertrauen und gegenseitiges Verstehen bei einander wohnt. Laß mich erst wissen, was Friede ist!“

„Ja, mein Trudchen! Wollte Gott, ich könnte Dich morgen hinaus holen in das alte Haus.“

„Gertrud!“ rief es schrill aus dem Nebenzimmer.

Sie fuhr empor. „Mama!“ flüsterte sie, „komm!“

Sie gingen hinüber. Frau Baumbach stand neben dem Schreibtische; eben brachte Sophie die Lampe, und ihr Licht beleuchtete das runde, vermeinte Antlitz der Mutter, in dem sich heute eine ganz ungewohnte Entschlossenheit ausprägte.

„Es ist gut, daß Sie hier sind, Linden,“ redete sie den jungen Mann an, während sie die Klappe des Schreibtisches herunterließ und Platz davor nahm. „Wieviel Zeit gebrauchen Sie, um Ihr Haus so in Stand zu setzen, daß Gertrud dort wohnen kann?“

„Nicht lange,“ erwiderte er. „Einige Zimmer sind mit neuen Tapeten zu versehen und dergleichen Kleinigkeiten — das wäre Alles.“

„Schön! Mir kann es recht sein,“ erwiderte sie kühl, „haben Sie die Güte, morgen Ihre Papiere dem Herrn Oberprediger zuzufinden und das Aufgebot zu bestellen. Ich werde in drei Wochen mit meiner ältesten Tochter nach dem Süden und wünsche, vorher diese — diese Angelegenheit geordnet zu wissen.“

Linden verbeugte sich. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau!“ Gertrud stand bleich bis in die Lippen, aber sie sah nicht weiter zu ihm; er fühlte nur das Eine deutlich, sie litt fürchtbar durch diese Scene, um seinetwillen.

„Ich möchte jetzt noch Einiges mit meiner Tochter besprechen,“ fuhr Frau Baumbach fort, „es betrifft die Ausstattungsgebelde und den Ehevertrag.“

Er war sofort zum Gehen bereit, küßte die Hand seiner Braut und sah sie bittend an. „Bleibe ruhig!“ flüsterte er.

Trudchen aber legte hinter dem Rücken der Mutter die Hand auf des Bräutigams Mund. „Ich will keinen Ehevertrag!“ sagte sie dabei laut.

„So lebt Ihr in Gütergemeinschaft,“ klang es zurück.

„Das ist das Richtige,“ erwiderte sie. „Wenn ich mich selbst gebe, werde ich mein Geld nicht ausschließen; es käme mir vor wie ein Widerspruch.“

Frau Baumbach zuckte die Schultern und wandte sich um. Sie standen dicht an einander geschmiegt, die Beiden, und das bittere Wort erstarrte ihr auf den Lippen.

„Dein Vormund mag mit Dir darüber reden,“ sagte sie. „Wollen Sie so freundlich sein, Linden, und meinen Schwager aufsuchen? Ich möchte mit ihm sprechen!“

Er küßte Trudchen auf die Stirn und nahm seinen Hut, dann ging er. Gott sei Dank! Er durfte sie aus dieser Liebslosigkeit bald in sein Haus hinüberretten, das arme stolze Mädchen, das ihn so lieb hatte!

Rasch schritt er über den Markt; die frische Luft that ihm wohl. Er war im innersten Herzen empört, daß man sie trennen wollen, Meilen und aber Meilen zwischen sie legen; und wie leicht ist ein Mißverständnis angebahnt; wie leicht, bei dem Charakter dieses Mädchens, dem ein Schein niedriger Gesinnung schon genügen würde zu trotzen, zu hassen, zu verachten. Ein manches Paar, das sich von Herzen liebte, war schon auf diese Weise für immer geschieden. Er wagte es nicht auszusprechen, was mit ihm geworden, wenn es so gekommen wäre.

„Pst! Pst!“ scholl es hinter ihm, und als er sich auf dem schlüpfrigen Trottoir umwandte, sah er Onkel Heinrich die Stirn

der Hötelstiege herunter steigen; er hatte offenbar dinirt und sein juvenales Gesicht bot ein wunderliches Gemisch von Trauer und Behagen.

„Ich habe zu Mittag gespeist, Linden,“ begann er und legte seinen Arm in den des jungen Mannes, „mir war mehr wie plaudrig nach der Affaire heute früh. Sie denken doch nicht wasch von mir? He? Ich bin keiner von denen, die aus Behagen den Appetit verlieren; ich lobe mir unsere Vorkltern, die ihren Leichenschmauß hielten. Ich bitte Sie, Linden, das war gar kein so unästhetisches Gebahren, als was es leider unsere heutige Welt auffaßt; man gebe den Todten alle Ehre, der Lebende aber will sein Recht, und zu diesem gehört das Essen und Trinken, es hält Leib und Seele zusammen. O, la la! Wir fällt ein Begräbniß immer gleich auf den Magen. Das kleine alte Kerlchen! Aber glauben Sie mir, ich liebe es darum nicht weniger. Sie sind sicher noch nüchtern? Frauenzimmer essen ja bekanntlich nie bei derartigen Gelegenheiten.“

„Ich wollte Sie aufsuchen,“ erwiderte Linden, „meine Schwiegermutter läßt Sie bitten zu ihr zu kommen. Wir — bewachen in drei Wochen.“

Der kleine Herr im Netzpelz blieb stehen und sah Linden an, als traue er seinen Ohren nicht. „Wie? — Was? Sie ist ja geschwind andern Sinnes geworden; hat Trudchen die weiche Stimmung benutzt oder —?“

„Das würde Trudchen nie thun. Nein, Frau Baumhagen wünscht mit ihrer ältesten Tochter zu verreisen, auf lange Zeit, da —“

„O, la la! Und Trudchen sollte nicht mit?“

„Im Gegentheil — aber sie wollte nicht.“

„Aha! Jetzt dämmert es mir, es hat etwas gegeben! Sie, Serenissima, hat versucht — hm, ich verstehe schon — Reisen, andere Gegenden, andere Menschen — aus den Augen, aus dem Sinn! Ha, ha, 's ist eine geborne Diplomatin. Nun, ich komme, lassen Sie uns nur einen kleinen Umweg machen, mir thut die frische Luft so gut. Aber es freut mich, es freut mich von Herzen; also in drei Wochen?“

Die Herren gingen stumm neben einander durch das Schneegedöber; in den Straßen war es trotz des lebhaften Verkehrs nachwärtig still, Menschen und Wagen schienen auf der weißen Decke förmlich zu schweben. Die Luft war mild, wie nach Frühjahrsaufbruch, und Franz Linden dachte an sein Dabein und an das kleine Zimmer neben dem seinigen, das nun nicht lange mehr unbewohnt bleiben würde.

„Ganz ergebenster Diener!“ sagte da eine Stimme, und an ihnen vorüber schob sich ein kleines Männchen, den Hut schwebend über den tohlen Scheitel haltend; eitel Freundlichkeit das spitze Gesicht. Linden grüßte; Onkel Heinrich berührte nachlässig den Hand seines Hutes.

„Woher kennen Sie denn diesen Monsieur Wolff?“ fragte er, dem Dahineeilenden nachblickend, der sich unglaublich behende durch die Menschen wand. „Sehen Sie, Linden, der ist auch so Einer, der, treffe ich ihn vor Tische, mir den Appetit beinahe verderben kann.“

„Ich sehe oder stand vielmehr mit ihm in Geschäftsverbindung durch meinen alten Onkel; er hatte Geld von ihm auf Riendorf,“ erklärte Linden.

„Von diesem Kravattenfabrikanten? Der Alte ist wohl malkig gewesen!“

Linden erwiderte nichts. Sie waren eben in eine stille Seitenstraße eingebogen.

„Sieht das Geld noch darauf?“ fragte Herr Baumhagen.

„Nein, die Schwester meines Freundes hat die Hypothek übernommen.“

„So! Warum haben Sie es mir nicht gesagt? Sie hätten überdies von Trudchens Geld —“

Franz Linden machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Na — ich hab's dem Kinde versprochen; sie hatte mich beauftragt, Ihnen ein Kapital zur Verfügung zu stellen,“ erläuterte der alte Herr.

„Ich danke!“ erwiderte Linden kurz; „in meine Brantschaft mag ich keine Geldgeschichten hineinspielen lassen.“

„Und der Bau in Riendorf?“

„Trudchen weiß, daß kein Feenpalast sie erwartet; es läßt sich übrigens ganz gemüthlich dort wohnen, in den alten Zimmern,

wenn sie auch niedrig sind und klein. Einen Gartenjaal habe ich, der sehr hübsch ist; und das, was vor den Fenstern liegt, findet man so bald nicht wieder, und reist man noch so weit.“

„Ei, das Kind ist schon zufrieden, freilich!“ stimmte Herr Baumhagen bei, „aber Serenissima?“

„Es ist mir immer noch lieber, sie sagt: ‚Mein Kind ist in ein Bauernhaus gezogen, als ‚Wir haben erst bauen müssen,‘ bemerkte Linden trocken.“

Der alte Herr lachte vergnügt in sich hinein. „Ja ja, so spricht sie, so macht sie's. Und verreisen will sie — 's ist wunderbar. Meine liebe selige Mutter suchte Trost in der Arbeit, als mein Vater starb, das war noch die gute alte Sitte; die Heutigen reisen. Dem armen Ding, der Jenny thät's besser, sie trauerte recht tief innerlich in der Stille. Nein, da wird sie hinausgerissen, damit das Pfeifen der Lokomotive ihr die letzte Erinnerung an die Stimme des Kleinen überdönt. Linden!“ Der alte Herr blieb stehen und legte die Hand auf seine Schulter. „Die Trudchen ist anders, Sie können's glauben! Sie ginge nicht fort von dem kleinen Grab da draußen, jetzt nicht! Sie hat auch ihre Fehler, das Kind, aber — hier drinnen,“ er zeigte auf seine Brust, „da ist's richtig bei ihr. Wollte Gott, daß sie recht glücklich würde bei Ihnen, in dem alten Neste; sie hat's verdient, schon um ihre Jugend — um ihren Vater.“

Franz nickte. Er wußte es ja so genau, was der alte Egoist ihm da erzählte.

„Na, nun kommen Sie aber,“ fuhr Onkel Heinrich fort, „meine Schwägerin wird mich sprechen wollen wegen der Hochzeit.“

„Ich denke, wegen des Ehekontraktes,“ meinte Franz Linden, „und da wollte ich Sie bitten, auch Gertrud zu bestimmen, daß sie sich den Wünschen ihrer Mutter fügt; es ist mir lieber so.“

„Um!“ Der alte Herr räusperte sich. „Ich füge mich, Du fügst Dich, er fügt sich, sie — fügt sich nicht! Sie ist ein Trosttopf — pardon! Na, bange machen gilt nicht, das hat sie von meinem Bruder; er war ein praktischer, ein tüchtiger Kaufmann, aber sobald das Herz ins Spiel kam — vorbei mit Klugheit, Vorsicht, Berechnung, was weiß ich's! O, la la! Aber da wären wir ja!“

Frau Baumhagen empfing die Herren sehr ruhig; Gertrud war nicht bei ihr. „Sie ist in ihrem Zimmer,“ erklärte sie Linden, der sich wie suchend umblidte, „und erwartet Sie.“

Er fand das Mädchen im Erker; es brannte noch kein Licht, nur der Schein der Ofenflammen leuchtete über den Teppich.

„Gertrud,“ sagte er, „wie soll ich Dir danken!“ Und als er ihre Hände ergriff, brannten sie heiß in den seinen.

„Wofür?“ fragte sie.

„Für Alles, Trudchen! — Du warst doch ruhig Mama gegenüber?“ setzte er dann ruhig hinzu, als sie schwieg.

„Ganz ruhig!“ erwiderte sie, „ich dachte an Dich; aber fest bin ich geliebt, ich will keinen Ehekontrakt!“

„Du thörichtes Mädchen! Ich kann ja Unglück haben, schlechte Ernten oder dergleichen — dann leidest Du mit?“

Sie nickte und lächelte. „Freilich — und helfe Dir mit Allen, was ich besitze. Und wenn wir schlechte Ernten haben und nichts, nichts glücken will, gar nichts mehr unser ist, dann —“ sie hielt inne und sah ihn glücklich an aus den lieben verweinten Augen, „dann hungern wir zusammen, nicht? Du?“

Und der Hochzeitstag kam; anders als sonst ein solches Freudenfest hub er an. Es war unheimlich still in dem Hause, das noch in tiefster Trauer stand.

Die Zimmerflucht hatte man geöffnet und erwärmt, und über Trudchens Thür hing eine Guirlande aus erstem Tannengrün. Gestern war unermüdtlich die Thürklänge gezogen worden und ein kostbares Geschenk nach dem andern eingetroffen; die ganze Pracht an schwerem Silberzeug, Majoliken, Teppichen und anderen kostbaren Dingen hatte man auf eine lange Tafel gestellt im Erkerzimmer; ein Gärtnerbursche hantirte noch leise im Saal, um den improvisirten Altar mit Drangerie zu dekoriren. Der feine Duft von Räucherwerk schwebte in der Luft und die Flammen des Kamins spiegelten sich in den Glasbehängen des Kronleuchters und dem glänzenden Parkett des Fußbodens. Draußen aber wehte trügerische weiche Luft; es war der erste März.

Frau Baumhagen hatte schon seit dem Morgen geweint und gestöhnt, und zwischen den Anordnungen für die Trauung waren

Befehle erlassen, die Reise betreffend. Die großen häuserartigen Koffer standen, fertig gepackt, in der Garderobe; übermorgen sollte es fortgehen, zunächst nach Heidelberg zu einem berühmten Arzt.

Um Trudchens Aussteuer hatte sich die Mutter nicht kümmern können; möchte sie sich die Einrichtung selbst aussuchen. Trudchens Geschmack war ja so wie so höchst wunderbar; wenn sie blau gewollt, hätte das Mädchen sicher roth gewählt, so war es von je her. Ach, dieser Tag war ein schrecklicher in ihren Augen, und er beschloß qualvolle Wochen. Seit dem Begräbniß des Kleinen, wo die Tochter eine so leidenschaftliche Scene gemacht, war man noch kälter denn sonst an einander vorüber gewandelt. Gertrud's Augen konnten so groß, so fragend blicken, es stand immer die leise Anklage darin: Warum störst Du denn mein Glück? — „Wenn man doch erst im Koupe säße!“

Jetzt waren die Damen alle bei der Toilette, um fünf Uhr sollte die Trauung stattfinden. Die alte Sophie half Trudchen heut; sie wollte es sich nicht nehmen lassen.

Das bedeutungsvolle Kleid hatte Trudchen schon angelegt, nun kniete Sophie vor ihr und knöpfte die weißen Atlaschuhchen zu. „Fräulein Trudchen,“ seufzte die Alte, „wie wird's so öde werden im Hause! Das Walterchen todt, und Sie nun fort.“

„Ich werde so glücklich sein, Sophie!“ Die weiche Mädchenhand strich über das runzlige Gesicht, welches traurig zu ihr empor sah.

„Das walte Gott! Das walte Gott!“ murmelte die alte Frau gerührt und erhob sich. „Nun kommt wohl Schleier und Kranz? Aber Fräulein, dazu bin ich zu ungeschickt, das wird — da ist Frau Friedrich schon.“

Frau Jenny kam eben durch das Wohnzimmer des jungen Mädchens, sie war in tief schwarzer duntiger Krepp-Robe und aus den blonden Haarwellen leuchtete eine weiße Kamelie. Sie sah erschreckend bleich aus und hatte roth geweinte Augen.

„Ich will Dir helfen, Trudchen,“ sagte sie matt und begann den Schleier auf dem braunen Haar der Schwester zu befestigen. „Wenn ich denke, Trudchen, wie Du mir den Kranz aufgesetzt hast, weißt Du noch? Ach, wenn man in der Stunde ahnen könnte, welch unendlichem Leid man entgegengeht!“

„Jenny,“ bat Trudchen, „weine nicht so viel; sieh, wie ich herunter kam, als Walterchen gestorben war und Arthur Dich so trenn im Arme hielt, dachte ich, welch eine Fülle von Trost Ihr noch hättet in Euch selbst. Das ist doch erst das rechte wahre Glück, wenn Zwei so bei einander stehen in Kreuz und Noth.“

„D,“ sagte Frau Jenny, und um ihre Lippen zuckte es verächtlich, „glaube mir doch, Arthur ist schon halb getrostet; er kann von etwas Anderem reden, er kann essen und trinken und ins Geschäft gehen, er hat sogar Skat gespielt. Dieses vielgepriesene Glück! Lieber Gott!“

„Ach Jenny, Du darfst nicht die tiefe Trauer von ihm verlangen, wie sie ein Mutterherz empfindet; er —“

„Du wirst es auch noch einsehen,“ unterbrach die junge Frau. „Die Männer sind alle Egoisten!“

Trudchen erhob sich jäh von ihrem Sessel; sie schwieg, doch ihre Augen hefteten sich vorwurfsvoll auf die Schwester, als wollte sie sagen: „Sind das Deine Segensworte, die Du mir auf den Weg mitgiebst?“

Aber ihre Lippen sagten nur: „Nicht alle, ich weiß es besser!“

Jenny stand wie verlegen. „Ich möchte nun zu Arthur hinunter, er wird sonst wieder nicht zur rechten Zeit fertig; und dann ist's auch soweit, daß ich zum Empfang der Gäste heraufkomme.“

Wie ein dunkler Schatten rieselte die Schleppe ihres Kleides über den Teppich.

Trudchen setzte sich still noch einmal in den Erker; in schimmernden Falten floß die weiße Seide um die schöne Gestalt, und aus dem duntigen Schleier tauchte das erste junge Gesicht wie aus einer Wolke empor. Sie hatte die Hände gefaltet und sah des Vaters Bild an; „Dich nehme ich mit heut Abend, Papa!“ Und ihre Gedanken flogen zu dem stillen Landhause; sie kannte es noch nicht, nur wenn sie auf einer Landpartie durch das Dorf gefahren, hatte sie ein spitzes Ziegeldach und graues Gemäuer aus den Bäumen auftauchen sehen; wer ihr gesagt, daß dies einst ihre Heimath sein würde!

Es war wohl herzlos, daß ihr der Abschied aus dem Landhause nicht schwerer wurde. Und von der Mutter? — Ah, Mama! Papa hatte sie ja doch lieb gehabt, sehr lieb einmal. Sollte sie fortgehen von hier ohne eine Mutterthräne, ohne ein herzliches Wort? Und Trudchen vergaß Alles in dieser seltsamen Stunde, sie dachte nur noch an das Gute, an das Beste, an die Zeit, da sie ein glückliches Kind gewesen, und die Mutter sie noch zärtlich geküßt hatte; sie wollte versöhnt scheiden.

Sie erhob sich, raffte die lange Schleppe des Brautkleides zusammen und ging durch den halbdunklen Flur zum Schlafzim- mer der Mutter hinüber. Leise pochte sie an und gleich darauf war sie ein.

Frau Baumhagen stand vor dem großen Ankleidespiegel in schwarzen Noirelleide, schwarze Spitzen und Federn auf dem immer blonden Scheitel. Trudchen konnte das Antlitz im Spiegel sehen; es war dick mit Puder bestreut, und eben wurde mit einer Haufenpote das feine Meismehl in die Haut gerieben.

Frau Baumhagen sah sich um und betrachtete ihre Tochter. Es war die holdeste, die lieblichste Braut, weit imposanter als Jenny — und das Alles für diesen Linden! Sie sagte nicht, sie seufzte nur laut und wandte sich wieder zum Spiegel.

„Mama,“ begann Trudchen, „ich möchte Dich um etwas bitten.“

„Gleich!“

Trudchen verharrete ruhig, bis der letzte Strich mit der Puderquaste über die Schläfe gethan war, dann nahm Frau Baumhagen die langen schwarzen Handschuhe, setzte sich auf die Chaiselongue zu Füßen ihres großen roth decorirten Himmelbettes, und begann den ersten überzustreifen.

„Was willst Du, Gertrud?“

„Mama, was ich will? Ich wollte Abschied nehmen von Dir.“ Sie setzte sich neben die Mutter und nahm ihre Hand.

Frau Baumhagen nickte ihr zu. „Ja, wir werden uns längere Zeit nicht sehen.“

„Mama, bist Du mir noch böse?“ fragte das Mädchen stotzend, und ihre Augen wurden feucht. „Vergieb mir in dieser Stunde,“ bat sie, „ich war manchmal heftig und trostig, aber —“

„D laß — laß doch!“ wehrte die Mutter. „Ich würde nur von Herzen, daß Du glücklich werdest und diesen Trost, diesen Eigensinn nie zu bereuen brauchst.“

„Niemals!“ sagte Trudchen mit innigster Zuversicht.

Frau Baumhagen knöpfte an den Handschuhen weiter. Es war im Zimmer ein so betäubender Geruch von Lavendelwasser und Patchouli, dazu trauchte leise die schwere Seide, wie sie sich eifrig mühte, die Knöpfe zu schließen. Sie antwortete nicht.

„Darf ich noch eine Bitte — Mama?“

„Gewiß!“

Das Mädchen faltete unwillkürlich die Hände im Schooß. „Mama, sei ein wenig freundlich zu Linden, habe ihn ein wenig lieb, mache ihm den heutigen Tag zu einem wirklichen Ehrentag. Sieh, Mama,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „das Herz wird es mir zerschneiden mit tausend Messern, würde er heute geküßt, liebe Mama —.“ Ein paar schwere Thränen zitterten in den Wimpern.

Sie mußte noch einmal fragen: „Ja, Mama?“

Frau Baumhagen war jetzt fertig; sie streckte ihre beiden kleinen Hände vor, besah sie innen und außen und sagte ohne aufzublicken:

„Freundlich? — natürlich; lieb haben? — das läßt sich doch nicht erzwingen, mein Kind; ich kenne ihn ja kaum.“

„Um meinetwillen!“ drängte es Trudchen zu rufen. Aber sie besann sich; die Tage der Kindheit waren vorüber, und bei dem —?

Frau Baumhagen erhob sich. „Es ist bald fünf Uhr,“ bemerkte sie, „geh' hinüber in Dein Zimmer, Linden wird gleich kommen.“ Sie küßte Trudchen auf die Stirn, dann rief sie den Mund. „Geh', mein Kind — ich lasse mich überhaupt nicht gern weich machen; Gott schenke Dir alles Glück!“

Trudchen kam hinüber in ihr Zimmer, erkälte bis in die innerste Herz. Da trat aus dem Erker eine hohe Gestalt nach auf sie zu und ein fester Arm zog sie an sich. „Du!“ sagte sie aufathmend, und eine Rosenluth überflog ihr Antlitz.

(Fortsetzung folgt.)



Am Baldesbaum.
Originalzeichnung von Ch. Kröner.

Wahnsinn und Verbrechen.

Von Dr. Selbig.

(Schluß.)

Der Quersulantenwahnsinn. — Moral insanity. — Die Epilepsie. — Der erbliche Wahnsinn. — Die Simulation des Wahnsinns. — Sicke Perioden. — Absurde Ideen. — Der Wahnsinn des Moments.

Unter dem Druck einer Wahndee steht auch in vielen Fällen eine gewisse Kategorie von Leuten, welche glauben, daß ihnen Seitens einer Behörde ein Unrecht zugefügt sei, welche einen Proceß ungerecht verloren zu haben glauben u. dergl. „In ihrem Drange,“ so charakterisirt Casper sie treffend, „ihr vermeintliches Recht zu erreichen, vergeuden sie ihr Vermögen, bestürmen die Rechtsinstanzen, studiren Tag und Nacht die Landesgesetze und zerrütten sich in ihrem innern und äußern Leben immer mehr. Ihre zahllosen Schriftstücke zeichnen sich charakteristisch aus durch ihre Weitschweifigkeit, die vielfach unterstrichenen Worte und Sätze, durch zahlreiche Interjectionen und Einrückungen, Citate von Gesetzesstellen, Randbemerkungen, nachträgliche Benutzung des freien Raums des Papiers, damit ja nichts unbeschrieben bleibt.“ Dabei trogen dieselben von Beleidigungen und Invektiven gegen Beamte und selbst gegen die Majestät des Landesherrn. Das ist es dann, was sie vor das Forum des Strafrichters führt und die Frage ihrer Zurechnungsfähigkeit zur Erörterung kommen läßt. Diese Frage wird in vielen Fällen verneinend ausfallen müssen, da dieser Quersulantenwahnsinn, wie man ihn technisch wohl bezeichnet, vielfach in Verfolgungswahn und am letzten Ende in paralytischen Blödsinn ausgeht. So wurde in der vor dem königl. bayerischen Bezirksgerichte in T. im Jahre 1867 verhandelten Proceßsache gegen den Quersulanten Vitus D. wegen Majestätsbeleidigung durch das Gutachten des Medicinalcollegiums der Universität München festgestellt, daß Vitus D. an Quersulantenwahnsinn leide und in Bezug auf all Das, was in den Bereich desselben falle, als selbstbestimmungsunfähig zu erachten sei. Für der Wahn einmal tief eingewurzelt, so werden zuerkannt und verbüßte Strafen ihn nur verstärken. Das Martyrium der eigenen Ueberzeugung, gegenüber der sich im Unrecht befindenden ganzen Welt, wird sich im Angeklagten nur noch mehr befestigen.

Aus den moralischen Zuständen unserer modernen Gesellschaft heraus haben besonders englische und amerikanische Aerzte eine besondere Art des Irrens konstruirt, die sie als moralischen Wahnsinn, moral insanity, bezeichnen, indem sie behaupten, daß die Entartung der moralischen Anschauungen innerhalb unserer Gesellschaft in manchem Menschen das Gefühl von Recht und Unrecht alterirt und theilweise aufgehoben hätte. Die intellektuelle Seite, sagte man, sei dabei nicht gestört; es seien auch keine Krankheitserscheinungen vorhanden, aber das Gefühls- und Gemüthsleben sei pathologisch entartet, indem die natürlichen Gefühle eine krankhafte Richtung nahmen und der moralische Sinn in seiner Entwicklung eine Hemmung erlitt. Diese Wahnsinnsart spielte besonders in dem Proceße Huttington in New-York vor einigen Jahren eine sensationelle Rolle und fand da auch ihre ärztlichen Vertheidiger. Huttington, ein „ehrenwerthes“ Mitglied der Asser-Gesellschaft, stand unter der Anklage schwerer Urkundenfälschung. Derselbe suchte nun auszuführen, er habe die Fälschung als solche seiner krankhaften moralischen Anschauung nach nicht für ein Verbrechen gehalten. Die Geschworenen hatten aber schließlich doch eine andere Ansicht von der Sache, und ebensoviele haben die meisten unserer deutschen Aerzte sich mit dieser neuen Species befreundet können, welche zuletzt auch geeignet gewesen wäre, den Massenmörder Thomas der Bestrafung zu entziehen.

Auch die bedauerlichen Opfer der Epilepsie (Fallsucht) haben insbesondere in der Zeit kurz vor oder während ihrer Anfälle Anspruch auf Prüfung der Zurechnungsfähigkeit ihrer Thaten, denn die Einwirkung dieser Krankheit auf das Selbstbestimmungsvermögen ist eine so starke, daß dasselbe vielfach aufgehoben erscheint, um so mehr, als nach neuerer Annahme der Hauptsiß der furchtbaren Krankheit das Gehirn ist. Nun besteht dabei das Eigenthümliche, daß in vielen Fällen die Epilepsie keine echte, sondern eine gehebelte ist, indem sie benutzt wird, das Mitleid des Richters, des Gefangenwärters und Anderer zu erwecken. Die Täuschung ist hier oft eine ganz trappante.

Als eine der bedauerlichsten Ursachen des Irrens erscheint die Erblichkeit. Richter und Arzt werden sich, wenn ihnen

unerklärte Thaten entgegneten, immer zuerst mit fragen müssen, ob die Vorfahren des Thäters schon einmal dem Wahnsinne ihren Tribut gezollt haben. Dieser hereditäre Wahnsinn tritt nicht immer gleich als solcher hervor, er erscheint zunächst nur als erbliche Anlage. Die „erblich belasteten“ Individuen treiben nach einer ärztlichen Schilderung allerhand Bizarrieries, zeigen bei den großen intellektuellen Fähigkeiten frühzeitig Excentricitäten in Gedanken, Gewohnheiten und Neigungen. Beim großen Haufen gelten sie oft als Originale, verrückte Genies und halbe Narren. Es bedarf aber zuweilen nur eines geringfügigen Beweggrundes, eines heftig angeregten Affekts, um sie zu Handlungen zu treiben, welche den schlummernden Wahnsinn unverkennbar zu Tage fördern. Nur bei niederen Naturen dokumentirt sich die krankhafte Anlage frühzeitig schon als einen unaustilgbaren Hang zu Ueberflüssen und Verbrechen.

Ein eklatantes Beispiel lieferte in dieser Beziehung der belagerte Mordproceß des Grafen Chorinsky, welcher der Theilnahme dem von seiner Geliebten ausgeführten Giftmorde seiner Gattin beschuldigt war. Die hochangehörte Familie des Grafen bemühte sich, diesen der Schmach des Kerkers oder dem Arme des Gefängnisses zu entziehen, daß sie ihn besonders in Folge erblicher Belastung für wahnsinnig erklärte. Der französische Arzt Morel, der das Gebiet des erblichen Wahnsinns zu seinem Specialstudium gemacht hatte, sagte schon während der Verhandlung voraus, daß Graf Chorinsky, wenn er nicht schon als wahnsinnig gelten könnte, doch unfehlbar nach dem Wahnsinne verfallen würde. Diese Voraussagung traf in der That ein. Der Verbrecher war, weil die ärztlichen Meinungen über seine Zurechnungsfähigkeit getheilt waren, zwar verurtheilt worden, vertauschte aber sehr bald die Zelle des Gefängnisses mit der des Irrenhanfes.

Die Erkenntniß der Geisteskrankheit wird für die entscheidenden Faktoren noch wesentlich dadurch erschwert, daß der Wahnsinn, wie bereits bemerkt, von schlaun Verbrechen simulirt, gehehelt wird, um von der drohenden Strafe loszukommen, und zwar geschieht dies namentlich in den Formen der Tobjucht und des Blödsinns, oft mit solchem Geschick, daß diese falschen Irren schon die erfahrensten Irrenärzte auf lange Zeit hinaus getäuscht haben. In es kommt vielfach der Fall vor, daß wirkliches und geheheltetes Irren neben einander hergehen und mit einander abwechseln. Selbst der wirklich Irre gefällt sich oft darin, die von ihm wahrgenommenen Auslassungen der anderen Geisteskranken nachzuahmen. Daß die simulirte Geisteskrankheit aber auch in die wirkliche übergehen kann, beweist das traurige Geschick einer französischen Schachspielerin, dessen die forensischen Handbücher Erwähnung thun. Sie war bei der Darstellung einer Wahnsinnszene ausgepfiffen worden. Im Aerger darüber begab sie sich zu einem berühmten Irrenarzte und ließ sich von ihm in das Studium der Geisteskrankheiten, besonders jener Form, welche sie in der betreffenden Scene darzustellen hatte, einführen. Sie ging in diesem Studium förmlich auf und eignete sich die Merkmale des Irrens auf Treue an. Dann trat sie in jener Rolle wieder auf. Ihr wahrhaft erschütterndes naturwahres Spiel riß das Publikum zu stürmischen Beifälle hin. Aber der Wahnsinn, den sie so treu kopirt hatte, hielt sie fest; er ließ sie nicht wieder los. Schon am Ausgange ihres Spiels zeigten sich sehr bedenkliche Symptome — und ihr auf die Bühne eilender Lehrer konnte schon an dem Abende feststellen, daß sie dem Irrenne unheilbar verfallen war.

Ein unter den Aerzten sensationell gewordener Fall einer Simulation ist der des Reiner Stockhausen, über welchen besondere Abhandlungen geschrieben wurden. Dieser dem Trunke ergebenen Bagabund beging eine Reihe schwerer Diebstähle unter Umständen, die an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln ließen. Man unterrichtete ihn; zwei Aerzte erklärten ihn für einen Simulanten, ein dritter für geisteskrank. Hierauf wird er ein Jahr zur Beobachtung in eine Irrenanstalt gesteckt. Der Direktor derselben erklärt, es liege Simulation vor, da keins der bei ihm wahrgenommenen Symptome unter die Hauptformen des Irrens gebracht werden könne. In

Solge dessen wird Stockhausen nunmehr vor das Schwurgericht gestellt, verurtheilt und dem Zuchthaus überwiesen. Hier tritt nach langem Aufenthalt in jetzt nicht mehr angezeigter Weise der Tod ein. Casper erzählt die Geschichte eines Verbrechers, der elf Jahre lang zwischen Gefängniß und Zuchthaus hin- und hergeschleppt wurde.

Die Schwierigkeit der Beurtheilung geisteskranker Zustände wird für den Richter ferner noch dadurch erhöht, daß, wie wir schon oben andeuteten, bei periodischen Geistesstörungen oft sogenannte lichte Zwischenräume (lucida intervalla) vorkommen, in denen der Kranke scheinbar wieder ganz im freien Gebrauche seiner Seelenkraft sich befindet; aber diese Freiheit ist doch immer nur eine scheinbare. Bezeichnend für diese Art des Wahnsinns ist der nachfolgende von den Amerikanern Wharton und Stillé mitgetheilte Fall:

Ein gewisser John Willman, der wegen Pferdediebstahls im Eastern Penitentiary von Pennsylvania saß, ermordete seinen Wächter mit großer Brutalität, benahm sich aber dabei mit solcher Schamhaftigkeit, daß er dem Bedachte des beabsichtigten Mords entging und beinahe unvermerkt die Flucht ausführte. An der Außenseite des schmalen Fensters, das an den Zellenthüren dazu dient, von außen in die Zelle zu sehen, hatte er eine Schlinge angebracht, und er bestimmte nun seinen Wächter, nach einem draußen auf dem Korridor gerade am Fuße der Zellenthür befindlichen Gegenstande hinzusehen, wobei der Kopf durch die Schlinge gesteckt werden mußte; er selbst zog in diesem Augenblicke die Schlinge an, und es schloß nicht viel, so wäre der Mann erwürgt worden. Trotz dieses vorausgegangenen Versuchs ließ sich der nämliche Wächter ein paar Tage später wiederum allein in die Zelle locken, weil Willman krank sein wollte, und dieser tödtete ihn durch einen Schlag auf den Kopf mit einem Stück von einem Waschbrette. Willman entledigte den Gemordeten, zog dessen Kleider an, legte den Todten in einer Stellung auf das Bett, daß es aussehen sollte, als läge er selbst darauf, schritt in der so erlangten Kleidung ganz unbefangen über den Korridor, richtete leichtsin eine Frage an den Förstner und schlenderte sorglos in der Straßstraße hin, in welche die Pforte sich öffnete. Er wurde aber alsbald wieder eingebracht. Seine Irrenheiligkeit jedoch konnte nicht dem geringsten Zweifel unterliegen; auf Grund einer genauen ärztlichen Untersuchung überzeugte sich die Untersuchungsbehörde von Willman's Unzurechnungsfähigkeit, und bei der gerichtlichen Verhandlung wurde Freisprechung wegen Irrenheiligkeit beantragt. Willman wurde in der pennsylvanischen Anstalt in Genabrisam gebracht. Einige Zeit darauf rückte er in einer sprachlosen Stimmung mit der Mittheilung heraus, daß er vor einer Reihe von Jahren seinen Vater ums Leben gebracht habe, und erzählte bis ins kleinste Detail mit einigen Zusätzen ausgeschmückt die näheren Umstände.

Es wurde der Sache nachgeforscht, und die Wahrheit der Erzählung stellte sich dadurch heraus. Man hatte den Vater im Bette erwürgt gefunden, und der Sohn war als des Verbrechens verdächtig eingezogen worden; er war aber mit solcher Beschlagenheit bei dem Morde zu Werke gegangen, daß er freigesprochen werden mußte. Er ermöglichte nämlich durch einen raschen Ritt um Mitternacht den Beweis des Alibi und wollte auch in einem Zimmer geschlafen haben, wo hinein er durchs Fenster geklettert war. Willman fühlte sich also nicht blos schuldig, er erwog auch scharfsinnig die Folgen der ihn bloßstellenden Verhältnisse, und klar genug giebt sich die langgehegte Absicht und der fein angelegte Plan zu erkennen. Dennoch war er — wie in nicht zu bezweifelnder Weise festgestellt wurde — wahnsinnig.

Schließlich darf man ja wohl behaupten, daß sich Niemand beständig auf ganz normaler geistiger Basis bewegt. „Eine absurde Idee,“ bemerkt in dieser Beziehung Casper, „kommt Jedem einmal im Leben an. Wenn ein solcher Gedanke vergessen wird, sich zurückdrängen läßt und an der Macht entgegengesetzter Vorstellungsmassen zerschellt, ist er nicht krankhaft. Erst wenn er nicht mehr bezwungen werden kann, wenn er hastet und Wurzeln schlägt, dem Individuum sich immer und überall aufdrängt, nicht forrgirt werden kann, nennen wir ihn krankhaft.“ Wie oft trifft in Folge einer äußerlich angeregten Ideenverbindung, eines lebhaften Phantasiepiels ein verbrecherischer Gedanke bligartig unser Gehirn! Wir stehen mit Andern auf einem hohen Thurme oder Bergvorsprünge. Wie wäre es, fliegt es da durch unsere Gedankenreihe, wenn du dich oder den, der neben dir steht, hinabstürzt! Wir erschrecken vor solchen Gedanken und wenden uns im nächsten Augenblicke mit Abscheu von denselben ab, aber sie waren doch da. Lichtenberg, dieser kühle verständige Kopf, schreibt einmal von sich: „Ich fand oft ein Vergnügen daran, Mittel auszuwenden, wie ich diesen oder jenen Menschen ums Leben brächte oder Feuer anlegte, obgleich ich nie den Entschluß faßte, so etwas zu thun.“

Man darf sich nicht verhehlen, daß derartige Erwägungen, in ihre äußersten Konsequenzen verfolgt, schließlich zu durchaus unannehmbaren Resultaten führen können, zu Annahmen, wie die des französischen Arztes Biquard: es sei jede verbrecherische Handlung der Ausfluß momentanen Wahnsinns — eine Ansicht, unter deren Konsequenzen sich alle unsere Zuchthäuser in Zuchthäuser zu verwandeln haben würden.

In den neuesten Erregungszuständen der medicinischen Wissenschaft auf dem Gebiete der Krankheiten der Seele haben wir jedoch die sichere Gewähr, daß derartige Uebertreibungen vor dem richterlichen Stuhle nicht geduldet werden, und daß der Schutz des humanen Geistes nur denjenigen Beklagenswerthen zu Gute kommt, die ihn thatsächlich verdienen.

Romeo und Julia in der Garnison.

Aus den Memoiren eines Lieutenants.

Von Karl Becker.

I.

„Komm mit und wir wollen's kurz machen.“
(Romeo und Julia II. Act, 6. Sc.)

Nördlich von Verona irgendwo in deutschen Landen liegt die Stadt X; wenn auch keine Festung ersten Ranges, ist es doch ein ansehnlicher Waffenplatz. Alles, womit man in Kriegszeiten den Feind ähret, als da sind: Generale, Stabs-, Subalternofficiere und Gemeine, Kanonen, Gewehre und anderes Rüstzeug, ist in Reihen dort angehäuft. Zur Zeit, als ich mich noch selbst zu jenen Streckwaffen zählte, war die Garnison noch mehrere tausend Mann stark, und daneben freilich noch ein Häuflein Beamte und Bürger von wenig bemerktes Dasein. Die Wohnungsverhältnisse ließen damals Manches zu wünschen; weitaus am besten waren die Kanonen und Gewehre daran, welche ein großes massives Zeughaus mit im Renaissancestil gehaltener Fassade bewohnten. Sonst bedarf man sich so gut es eben ging, denn man war damals noch nicht so anspruchsvoll wie heute. Ueberdies war die Stadt auf allen Seiten von prächtigen Lindenalleen umgeben, was den Aufenthalt im Freien in der guten Jahreszeit sehr angenehm machte.

Uebrig muß ich hier meine Schilderung abbrechen und auf das lokale Kolorit, dem manche neuere Romane gerade ihre

Berühmtheit verdanken, Verzicht leisten. Eines Dichterdenkmal's darf ich jedoch nicht vergessen, denn ich habe den Säuger des Tull — er hat bessere — oft im Stillen darum beneidet. Ja, sollte es mir vom Schicksal bestimmt sein, daß ich mich je wieder dauernd in X. aufhalte, so wär mir's gleichfalls am liebsten, wenn dies in Erz oder in korinthischem Marmor geschähe.

Ein Dragoner- und ein Manerregiment waren die vornehmsten Truppentheile der Garnison; sie hatten beide fürstliche Chefs und zählten sich daher so halb und halb zur Garde: Gut und Blut des Landes waren in beiden gleichmäßig vertreten. Gerade diese beiden Regimenter trennte jedoch ein unheilbarer, über ein Jahrhundert alter, sozusagen historischer Zwiespalt. Sie hatten einmal, ich weiß nicht mehr in welcher Schlacht Friedrich's des Großen, vereinigt eine kühne Attaque auf den Feind geritten, welche dieser mit empfindlichen Verlusten zurückwies. Wer die Schuld daran trug, blieb unaufgeklärt, doch wurde sie von jedem der beiden bis dahin stets siegreichen Regimenter dem andern zugeschoben, die Quelle jenes traditionellen Hasses, der sich seitdem von Geschlecht

zu Geschlecht forterbte. Dienstlich war der gegenseitige Wetteifer zwar von den besten Erfolgen begleitet, anders stand es jedoch außer Dienst. Begegnungen, welche die geringe räumliche Ausdehnung der Stadt unvermeidlich machte, führten manchmal zu blutigen Kaufereien unter den Gemeinen. Bei Ballen und Gesellschaften beanspruchten beide Officiercorps den Vortanz, und war man auch nothgedrungen zu einer Verabredung über die abwechselnde Ausübung dieser Prerogative gelangt, immer wieder gab es Einzelne, die sich daran nicht hielten. Besonders schroff trat der Zwiespalt in Sachen des Geschmacks und der Mode zu Tage. Trugen zum Beispiel die Männen ihre Mützen nach hinten umgestülpt, schief auf dem Ohre, so konnte man sicher sein, die Dragoner mit hoch-aufgerichteter, schnurgerade sitzender Kopfbedeckung einherwandeln zu sehen, und fanden es diese dem hohen Stande militärischer Bildung entsprechend, das oberste Knopfloch am Lebercoque un-eingeknüpft zu lassen, gleich knüpften die Männen das unterste auf und behaupteten, hieran den Maßstab zeitgenössischer Kultur zu erkennen.

Da nun jedes der beiden Regimenter wieder seinen Anhang hatte, so entstand dadurch eine heillose Begriffsverwirrung, und der Miß, der die beiden Corps trennte, gieng manchmal mitten durch die Garnison.

Keine vorgesetzte Behörde hatte bisher etwas dagegen vermocht. Nur zwei- bis dreimal im Jahre kam es zu einer Art Waffenstillstand, nämlich, wenn der gemeinsame Divisions- oder Brigadefeldcommandeur Besichtigung abhielt, wobei sich der Müheniß genau nach den bestehenden Vorschriften zu richten hatte und auch bezüglich der Knopflocher eine wohlthuernde Gleichförmigkeit herrschte. Diese Besichtigungen schloß gewöhnlich ein gemeinsames Liebes-mahl, dem die Generale beiwohnten, und wobei es an den üblichen Toasten auf Corpsgeist und Kameradschaft nicht fehlte. Dazu schmetterten die vereinigten Trompetercorps ihre betäubendsten Fanfaren, die Kommandeurs schüttelten sich die Hände und die Lieutenants tranken sich große Quantitäten erbsindlichen Getränks aus einem silbernen Pokale zu, dessen prompte Leerung mit techni-schen Schwierigkeiten verknüpft war.

Allein etwas mehr oder weniger Lob bei der vorhergegangenen Kritik gesendet, etwas mehr oder weniger Sekt, der in dem Pokal zurüdgeblieben, genügte, schon andern Tags den alten Streit zu neuen Flammen anzufachen und die Rothbrüde, welche des Generals Anwesenheit über den Abgrund geschlagen, bis zu dessen nächstem Besuche wieder abzubrechen.

Wie die Männer, so die Frauen. Jedes Regiment bildete in sich eine geschlossene Familie und die Zugehörigkeit wurde im Gespräche durch Vorsetzen des Wörtchens „unser“ vor Alles, was in dem Verbande stand, betont. So zum Beispiel sagten die Damen: „Unsere Rittmeister sind sehr angestrengt“ — „Unsere Lieutenants haben sich die Wagen verdorben“ — „Unser Keiner Fähnrich tanzt Sechschritt“, und ebenso ungenirt bedienten sich die Herren des persönlichen Fürworts, wenn von den Damen die Rede war, was hier nicht mit Beispielen belegt werden soll. blieb sich nun auch der männliche Egoismusbestand, wie ihn der Etat vorschreibt, allezeit ziemlich gleich, so war doch der weibliche manchen Schwankungen unterworfen; es dienten oft bei einem Regimente mehr Familienväter, beim andern mehr Jungesellen, und auf ein Duzend kourzfähiger Damen auf der einen Seite kam oft nur ein Paar auf der andern. Während dieses Paar sich nun von einem ganzen Schwarm huldiger Lieutenants um-worben sah, mußten sich jene zwölf mit drei bis viere von der Sorte begnügen und blieben daher beim Tanze häufig sitzen, wenn sich die anderen fast die Schwindelsticht an den Hals rasierten.

Es konnten auch die geselligen Elemente in beiden Officier-corps ungleich vertheilt sein, sodah sich die Lieutenants des einen als düstere Misanthropen in den Saalecken herumdrukten oder gar — dies freilich selten ohne die verdiente Enttäuschung — gastronomischen Studien oblagen, indessen die des andern sich wie trainirte Rennpferde geberdeten. Eine strenge Disciplin konnte da Hilfe schaffen. Hatten aber die Grazien gar ihr Füllhorn einseitig über das „Ewig Weibliche“ ausgeschüttet, so ergaben sich Situationen, die nach einem Tragödiendichter schreien.

Eine solche war eingetreten zu Anfang des Jahres Achtzehn-hundertund — es war der letzte Wille des längst verschiedenem Freundes, dessen Nachlaß ich diese Aufzeichnungen verdanke, dah das genauere Datum verschwiegen bleibe. Damals also stand die

weibliche Flora des Männenregiments in geradezu überraschender Blüthenfülle, während sie bei den Dragonern einen entsetzlichen herblichen Charakter trug. Dagegen war der jüngste Rittmeister-tanzender Lieutenants, der bei jenem Vieles zu wünschen ließ bei diesen ganz vorzüglich gerathen, namentlich aber verfügte das Dragonerregiment über einen Officier von so vielseitigen ge-schäftlichen Talenten, dah er, selbst vom Feinde anerkannt, als eine erste Kraft, als der *maitre de plaisir* der Garnison galt. Er war dies der Lieutenant von Sternau.

Schlank, blond, mit weichenblauen Augen, entbehrte Sternau außerdem äußerlich nur einer derjenigen Eigenschaften, welche der Lieutenant im Kampfe ums Weiberherz, dieser für ihn so wichtigen Episode des Kampfes ums Dasein, bedarf, allerdings einer der wirksamsten, nämlich des Schnurbarts. Doch war es nicht der Geiz der Natur, der ihn dieser Fierde beraubte, denn er selbst hatte sie geopfert auf dem Altar der Kunst. Der Tanz zur Kunst war ein Erbtheil aller Sternaus, und einige Vorfahren hatten ihn nicht nur ihre Schnurbärte, sondern auch den größten Theil ihrer beweglichen Habe geopfert, sodah auf unsem Heiden nicht viel mehr, als gerade dies Erbstück kam. Wie aber wußte er es zu nützen! Die Idee des unversehellen, alle bisher üblicher Gattungen in sich vereinigenen Kunstwerks war ihm schon vor-gegangen zu einer Zeit, da man von Richard Wagner kaum sprach, und mit diesem Meister theilte er die Unbedenkllichkeit in der Wahl der Mittel, die rastlose, durch nichts zu beirrende, alle Hindernisse besiegende Energie. Schauspieler, Dichter und lustige Person in einer verschmelzend, war er des Erfolges im Voraus sicher. Die Aufführungen, die er veranstaltete, erfreuten sich daher auch eines Rufes weit über die Grenzen der Garnison hinaus und erregten den Neid der selbstverständlich davon ausgeschlossnen Männenfamilie.

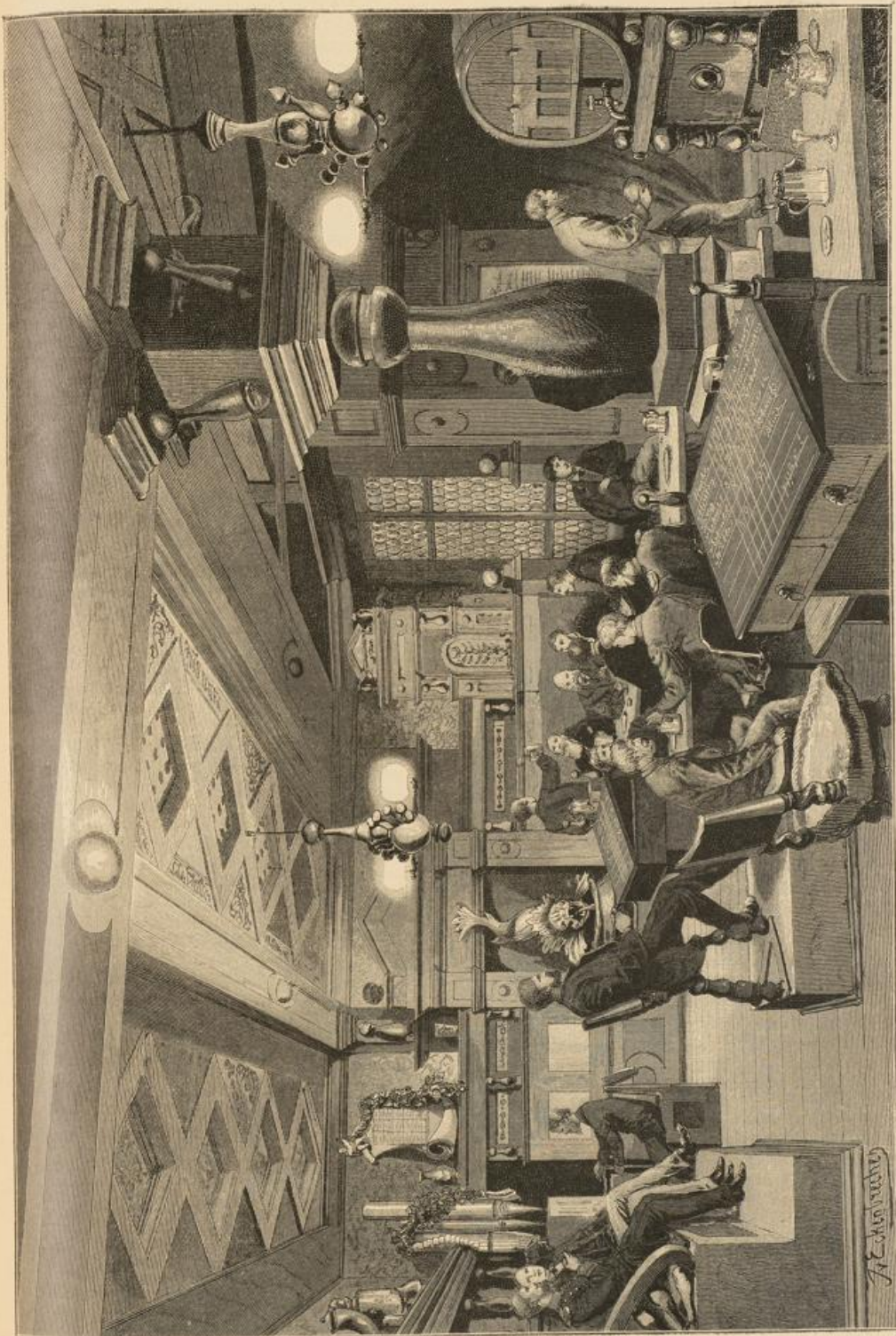
Aber auch ein leicht entzündbares Künstlerherz schlug in seiner Brust. Seine Verehrung des andern Geschlechts hatte einen großen Zug; unabhängig von dem wechselnden Naturspiele der Haar- und Augenfarbe, entsprang sie eben jenem allgemeinen Drange zum Schönen, und er liebte es, ihr in schwingender Rede Ausdruck zu geben. Dafür fehlte nun leider seiner Lebendigkeit das Verstandniß, und die Kameraden nannten ihn scherzend den Romeo.

Der Rosalinden, für welche dieser Romeo geschwärmt, waren es verschiedene, keine hatte seine Gluth getheilt, ja, wenn man den bösen Zungen glauben durfte, hatte er sich zu den vielen Vorbeeren seiner Stellung auch bereits einen und den andern Noth geholt.

Sternau war, wie schon bemerkt, nicht mit Blindgütern ge-segnet. Die Familie besah zwar ein Rittergut und er konnte mit vollem Recht zu seiner Zukünftigen sagen: „Komm auf mein Schloß mit mir!“ was er natürlich unter allen Umständen ge-sungen hätte. Doch würde ihn die Annahme der Einladung in Verlegenheit gebracht haben, denn die Zahl derer, mit denen er sich in den werthvollen Besitz theilte, war so groß, dah auf ihn selbst nur ein Paar Kammerlein in höchster Lage mit allerdings vortrefflicher Aussicht kamen.

Nicht seine Mittellosigkeit war es jedoch — wo hätte die je eines Lieutenants Siegeschritt gehemmt! — die seinem Glück bei den Frauen im Weg stand, vielmehr gerade die bedrohung-volle Stellung, welche er ihnen gegenüber einnahm. Keiner stand mit ihnen auf so vertrautem Fuß wie er; die Mütter verhäthelten ihn und die Töchter versicherten ihm bei jeder Gelegenheit: „Das haben Sie reizend gemacht, lieber Sternau, es war ganz entzückend, zum Todtlachen, wir haben uns göttlich amüßigt!“ und was dergleichen Redensarten mehr sind. Er war ihnen un-entbehrlich, aber eben weil er vor ihnen allen der Reize nach auf den Brettern schon gekniet, hatten sie sich gewöhnt, sein Gefühlsergüsse auch im Leben für nichts Anderes als besonders gelungene Kunstleistungen zu nehmen. Ihn heirathen wäre ein Raub an der Gesellschaft gewesen, dessen sich keine Schwärmer machen wollten.

Weibliche Vertraulichkeit, wenn sie eine gewisse Grenze über-schreitet, ohne sich zur Liebe zu entwickeln, ist immer ein zweifelhafte Geschenk, geradezu eine Beleidigung aber, wenn ihr Gegenstand ein Lieutenant ist. Kann man sich etwas Ungereimteres denken, als wenn Tiger und Gazelle, Wolf und Lamm, Quack und Pulverfaß ein Bündniß schließen, sie wollten sich in Ver-trustschaft harmlos mit einander vertragen?



Auf der Segeßbahn des „Katholikens“ in Püßeldorf.
Originalzeichnung von Th. von Gedenbrecher.

ertragsreich
entschieden
Nachwuchs
sichem sich
erfügte das
gen geß
it, als eine
galt. Es

behrte Fern
en, welcher
für ihn so
allerdings
och war es
ubte, nein.
Der Damp
Vorfahren
den gewöhn
ern Geben
aber wußte
er jülicher
schon auf
agner kann
ntlichkeit in
rende, alle
und fuhge
im Verant
r sich daher
son hinaus
geschlossen

schling in
hatte einen
ripielle der
gemeinere
stimmungvol
seiner An
hyn übergeb

rent, wenn
in man den
n Vorbeern
Korb geloh
eguteren ge
somnte mit
auf mein
ständen ge
inladung u
it denen a
paß auf ih
t allerdings

so hätte die
einem Ort
bedorngte
r Hand zu
schätzelten
Gelegenheit
ut, es war
ch amüßent
e ihnen un
Reihe nach
öfunt, hem
s besonders
n wäre ein
ine schändl

Brenge über
ein zwerf
n ihr Gegen
ngerecimm
min, Lunde
in Freund

Dieses Widersinnige seiner Stellung empfand auch Sternau, und wenn er es, wie die Dinge augenblicklich bei seinem Regiment lagen, weniger schmerzlich empfand, so gewählte ihm andererseits auch seine Kunst nicht mehr die frühere Befriedigung. Sein Personal war zusammengeschumpft in jeder Beziehung, die besten Kräfte hatten sich anderwärts mit lebenslänglichen Kontrakten gebunden; die jugendliche Liebhaberin war für ihre Rolle nicht gewachsen, das Fach der Reiten ganz unbefestigt. Keiner empfand die Trostlosigkeit der Lage so tief wie Herr von Sternau.

Wie anders war es, wenn er den Blick nach jener Seite richtete, wo die leider verbotenen Früchte so verlockend über die Schranken des Paradieses herüber nickten, vor dessen Pforten die Engel der Thorheit und des Vorurtheils mit bligenden Flammenschwertern Wache hielten! Was mußte mit solchen Kräften zu leisten sein! Der Mensch und der Künstler in ihm sehnt sich gleich stark dort hinüber.

Solches Sehnen war freilich der reine Hochverrath und Sternau häuete sich wohl, seine geheimen Gedanken im Kreise der Kameraden laut werden zu lassen; nein, da schürte auch er den Familienhaß um so eifriger, je mehr sich sein schwaches Herz zur Liebe geneigt fühlte. Denn es war nicht beim Gedanken geblieben, er hatte sich seiner Richtung folgend schüchtern erst und vorwurfsvoll, aber in immer engeren Kreisen bis dicht an jene Schranken herangeköchelt und zwar an einer Stelle, wo sie in Gestalt eines zierlichen Gitters den Garten des Marquis-Kommandeurs, des Obersten von Helmtron, umschlossen. Dort stand an vorspringender Ecke ein Kiosk und in diesem ein Tisch und eine Bank, und auf der Bank saß, seit die Abende milder wurden, nicht selten eine allerliebste junge Dame, gewöhnlich mit einem Buch und einer Handarbeit, meistens aber über beide hinweg sehenden Blickes nach Süden schauend.

Diese Augen, die so weltvergessen „das Land der Griechen mit der Seele suchten“, hatten's ihm angethan. Nun darf zwar nicht verschwiegen werden, daß dieselben, als sie auf ihrer Weise ins Land der Ideale zuerst einem so realen Hinderniß, wie es ein Dragonerlieutenant immerhin ist, begegneten, sich sofort abwandten, ihre Besitzerin aber erörthend unter Mitnahme von Buch und Handarbeit den Platz verließ. Allein sie erschien doch am nächsten Tage wieder, und nach der dritten Begegnung hatte der Rückzug schon den Charakter der Panik verloren, nach der vierten erfolgte er mit Zurücklassung des Gepäcks, nämlich des Buchs und der Handarbeit. Unser Held machte von dem Recht des Siegers Gebrauch und es gelang ihm, indem er seinen Arm zwischen den Gitterstäben durchzwängte, von der Handarbeit zwar nur ein Flöckchen Seide zu erwischen, das er sofort an seinem Herzen barg, dagegen das Buch ganz ins Bereich seines Sehvermögens zu rücken.

Es war ein Band von Shakespeare, die aufgeschlagene Stelle der zweiten Scene des zweiten Aktes von „Romeo und Julia“, wo Julia am Fenster dem im Garten lauschenden Romeo ihre Liebe verräth.

„O Romeo! warum denn Romeo?
Verleugne Deinen Vater, Deinen Namen;
Willst Du das nicht, schwör' Dich zu meinem Liebsten,
Und ich bin länger keine Capulet!“

War das Zufall oder Absicht? Unser Romeo hatte nicht viel Zeit darüber nachzudenken; ein Geräusch von Schritten veranlaßte ihn, das Buch eiligst an die alte Stelle zurück zu schieben und sich hochklopfenden Herzens einige Schritte vom Schauplatz seines Treuels zu entfernen. Hier ward er der unfreiwillige Zeuge folgenden Gesprächs, das sich zwischen dem Obersten von Helmtron und seiner Gattin entspann:

„Aber, bester Schatz, zur Liebe kann ich sie nun doch einmal nicht zwingen, wenn ihr der Hagedorn nicht gefällt.“

„Was hast Du an ihm auszusetzen? Ist er nicht ein pflichttreuer Officier, in seinem Fach erfahren wie wenige? Hast Du mir nicht oft selbst seine große Gewandtheit in der Behandlung von Pferden gerühmt?“

„Gewiß, die bestreitet ihm Niemand, aber zwischen Pferden, Schatz, und —“

„Und Menschen ist ein Unterschied. Das wußte ich, ehe ich das Glück hatte, die Gattin eines Kavallerie-Obersten zu werden.“

„Nicht so heftig, Sophiechen, Du hast doch gewiß keinen Grund, Dich über Dein Schicksal zu beklagen.“

„Nicht? Ich entschließe mich, nicht ohne Bedenken darf ich sagen, ein lange treu bewahrtes Gelübde zu brechen, meine Freiheit einen geachteten, ja berühmten Namen zu opfern, einen Wohlthätigkeitsstift, ein Beglückungsbedürfniß, das außerdem der ganzen leidenden Menschheit zugute gekommen wäre, auf den engen Raum einer kleinen Familie zu beschränken, und mein erster Schritt, dem Guten zu wirken, hößt auf den Widerstand einer eigenwilligen Stieftochter, mit dem sich die Schwäche des Vaters verbündet.“

„Du thust mir Unrecht, liebe Sophie. Ich geb's ja zu, Hagedorn ist ein tüchtiger Officier, ein ehrenwerther Charakter, obwohl mir sein hitziges Temperament, seine Kauflust schon manche Unannehmlichkeit bereitet haben.“

„Das sind Eigenschaften des Blutes, Fehler, wenn Du sie willst, die sich in der Ehe am leichtesten verbessern. Er entstammt einem ritterlichen Geschlecht, meinem eigenen nahe verwandt. Aber nicht dies, sondern ganz allein die Sorge für Juliens Glück hat meinen Blick auf ihn gelenkt. Die Auswahl ist hier wahrhaftig nicht groß, Julie in den Jahren, wo man an Vermählung denkt, giebt es eine passendere Partie für sie, als Herr von Hagedorn, ein hübscher Mann, ein vornehmer, begabter Mann, der nächst am Rittmeister? Was hat sie gegen ihn einzuwenden?“

„Weiß ich das, Sophie? Aber laß ihr nur Zeit, sie ist ja noch jung, hat noch so wenig mit Männern verkehrt. Mag er selbst doch das Eis brechen, an Gelegenheit fehlt's ihm ja nicht und meine Zustimmung ist ihm gewiß.“

„Es ist nicht Abneigung, was sie so spröde gegen ihn macht, sondern der pure Eigensinn, den sie stets allen meinen Wünschen entgegensetzt und der auf die Dauer meine mütterliche Autorität gefährdet. Eben deshalb muß ich auf Deine energische Unterstützung rechnen.“

„Was in meiner Kraft steht, soll in der Sache geschehen, das verspreche ich Dir. Horch, Sophiechen, da ruft uns der kleine Hans!“

Mit hörbarer Erleichterung sprach der tapfere Oberst die Worte, zu denen ihm ein heftiges Kindergeschrei vom Hans her die willkommene Veranlassung bot.

„Möge sein Ruf Dich Deiner Pflicht gemahnen!“ erwiderte ihm die Gattin.

Das waren die letzten Worte, die der Lieutenant vernahm; die Stimmen verlangten, das Geräusch der Schritte entfernte sich rasch und so that auch Herr von Sternau. Aber je weiter er sich von dem gefährlichen Ort entfernte, um so langamer wurde sein Gang, um so nachdenklicher seine Haltung. So, ganz Romm umwandelte er dreimal den lindenbepflanzten Stadtwald, wo ein nachdenklicher Lieutenant immerhin einiges Aufsehen erregte.

„He Romeo, wohin? Für welche Spröde schwärmst Du schon wieder? Komm mit und laß Dir die Grillen in lustiger Gesellschaft austreiben!“ riefen ihn einige des Weges kommende Kameraden an. Er entschuldigte sich mit Unwohlsein, aber sie glaubten's ihm nicht, daß er den Abend zu Hause bleiben und Thee trinken werde.

Doch blieb er wirklich zu Hause, trank Thee, sehr starkes Thee und besonders wohl war's ihm auch nicht bei der Beschäftigung, der er sich hingab und die darin bestand, daß er die Rückseiten von Verlobungs- und Beerdigungsanzeigen mit einem Chaos verworrenen Schriftzeihen bekräftigte. Allmählich schälte sich jedoch aus diesem Chaos ein Gebild hervor, und als Fräulein von Helmtron am nächsten Tag wieder ihr Lieblingsplätzchen im Garten aufsuchte, fand sie dort ein artig zusammengefaltetes Papier mit darauf die folgenden Verse:

„An Julia!

Trennen Berge uns und Schluchten, Nicht verzagt' ich theures Kind; Aber daß es die verfluchten Alteinen Vorurtheile sind! — Schied ein Meer uns von einander Sturm bewegt und abgrundtief, Ich durchschwamm' es wie Leandro, Da ihn Hero's Fadel rief!	Aber daß zu Deinen Füßen Ich nicht stürze, wie mich's droht; Daß mein Mund nicht an dem süßen Bouneauell des Deinen hängt, Daß, die düst're Nacht zu heilen, Mir nicht strahlt Dein hoher Blick, Alpen nicht, noch Darbanelen Dank ich solches Mißgeschick.
---	--

Mauthourshügel, seichte Pfützen,
Wahn, zur Säkung aufgebläht,
Sind die Schranken, die Dich schützen,
Die ein freier Sinn ver schmächt.
Julia, Julia, laß Dich sprechen,
Gieb ein Zeichen, wann und wo;
Sind die Schranken nicht zu brechen,
Bricht mein Herz!

Dein Romeo.“

Berie müssen schon ungewöhnlich schlecht sein, was man von den vorstehenden hoffentlich nicht behaupten wird, sollten sie, im richtigen Moment an den Mann, vielmehr an die Frau gebracht, ihre Wirkung verfehlen. Julia von Helmton, welche außer den schon erwähnten Augen einen anmuthigen Blondkopf auf schlankem, wohlgebildetem Körper besaß, war nur vier Jahre älter als ihre Namensschwester in Verona, also achtzehn Jahre alt, sie hatte unlängst erst ein größeres Mädchenpensionat verlassen und war daher für die Poesie des Lebens besonders empfänglich. Die Prosa war in Gestalt einer Stiefmutter an sie herangetreten und bereits hatte sie sich in die Zärtlichkeit ihres Vaters mit einem kleinen Brüdchen zu theilen. Dies und die Tede des geselligen Lebens in K., deren Gründe sie wohl kannte, aber keineswegs billigte, stimmte sie oft recht traurig.

Die hohe Frau von Helmton, während ihres Jungferntums eine geschworene Feindin der Ehe, kannte, seitdem sie sich zu ihr, als einer letzten Verjüngungsgelegenheit entschlossen, kein größeres Vergnügen, als das, andere möglichst rasch unter die Haube zu bringen. Der Tochter gegenüber wurde das Vergnügen zur Pflicht. Da sie aber auch eine herrschsüchtige Frau war, die über die Damen des Regiments ihr Scepter so schneidig schwaug, wie der Oberst, ihr Gatte, über die Herren, so suchte sie den künftigen Schwiegerjohn möglichst im Bereich dieses Scepters und fand ihn.

Der Lieutenant von Hagedorn, ein entfernter Verwandter ihrer Familie, genoss als kühner Reiter und Pferdekennner eines bedeutenden Ansehens in Regiment keiner verstand es, wie er, die Natur zu corrigiren und die scheinbar mißgestalteten ihrer Geschöpfe durch Pflege und Dressur zu wahren Prachtexemplaren der Gattung ungeschaffen, als welche er sie großmüthig den jüngeren Kameraden abtrat. Er leitete auch den Fuchunterricht, seine Quarten galten als unschlar und in den Händen mit den Dragonern hatte er schon wiederholt blutigen Gebrauch davon gemacht. Dies, seine gewaltigen Stimmittel und eine ebenso große als ausdauernde Vorliebe für die Freuden der Tafel

erhoben ihn zum bewunderten Führer der ledigen Jugend. Hatte er sich zur Aufgabe dieser Führerschaft nur schwer entschlossen, indem er auf die Pläne seiner Koufine einging, so hielt er es nun für Ehrensache, das begonnene Unternehmen siegreich durchzuführen, und trotz Julias Zurückhaltung, die er für weibliche Schwächheit hielt, zweifelte er nicht einen Augenblick an dem Erfolg. Er war ein stattlicher Mann, das gerade Gegenheil von Sternau, ein Hüne von Gestalt mit gebräuntem Gesicht, dunklem Haar und mächtigem dolchscharf gepigsten Schnurrbart. In dem Seelengemälde jedoch, das sich Julia von ihrem Ritter entworfen, paßte er nicht und nur mit Widerwillen konnte sie an eine Verbindung mit ihm denken. Allein vergebens suchte sie den Anspielungen der Stiefmutter, denen sich bald auch die Ermahnungen des Vaters beigefellten, auszuweichen. Nach solchen Aufritten lächelte sie in den Garten und blickte so sehnsüchtig nach Süden, als müßte ihr von dort ein Retter kommen.

„Wohnt denn kein Mitleid in den Wolken droben?“

Ah, der Frühling kam ja von dort und in den Damenkreisen des Regiments stand es bereits fest, daß er mit dem geübten Avancement, das Hagedorn zum Rittmeister beförderte, der Welt auch dessen Verlobungsanzeige bringen werde.

Achme Julia! Da plötzlich tauchte Sternau in ihrem Gesichtskreis auf, und seine Erscheinung berührte sie gleich das erste Mal angenehm. Als sie nun aber hörte, daß man ihn im Freundeskreis, wenn auch nur scherzend, den Romeo nenne, da fühlte sie sich wunderbar berührt. Sie nahm aus dem Bücherschrank ihres Pappas den betreffenden Band der Werke des großen Briten, las die tragische Geschichte des berühmten Liebespaares unter Thränen durch und ließ das Buch — ob aus Zufall oder Absicht, wer wagte das zu entscheiden? — auf dem Gartentisch liegen. Und eben daselbst fand Sternau als Antwort auf sein süchtig Poem eine frisch duftende Rose, die er entzückt und begeistert an die Lippen preßte.

(Schluß folgt.)

Die edle Kegelei im „Malkasten“ zu Düsseldorf.

Mit Illustrationen von Th. von Schenbrenner und Graf Johann.

Soweit die deutsche Zunge reicht, steht das edle Kegelspiel bei allen Ständen hoch in Ehren, und die Zahl der Vereine und der „geschlossenen Gesellschaften“, die allabendlich den hölzernen König mit seinen acht plumpen Trabanten zu stützen trachten, dürfte selbst diejenige der Stützjüngerewelt übertreffen; denn der Kegelspiel herrscht überall im Norden wie im Süden, am tiefen Meeresstrande und hoch in den Bergen, allwohin der Stat noch lange nicht gedrungen ist. Bis jetzt hat man sich allerdings mit der Geschichte des wandeligen Monarchen und mit der Statistil seiner Macht nur wenig oder gar nicht befaßt, und erst vor Kurzem haben die deutschen Kegler der Anregung des Dresdener „Sandbägen“-Klubs Folge geleistet und beschlossen, in der reizend gelegenen Hauptstadt des gemüthlichen Sachsenlandes einen großen deutschen Keglerstag abzuhalten. Vielleicht wird dieser Tag System in den Kegeldilettantismus bringen und das Vernachlässigte emsig nachholen.

Doch wenn die strenge Wissenschaft der edlen Kegelei so viel schuldig geblieben ist, von der Kunst kann man dies nicht behaupten. Sie hat das Kegelspiel in zahllosen Gemälden verherrlicht, und Jünger der Kunst waren es auch, die vor Kurzem einen förmlichen Kegeltempel errichten ließen. Im Hause des berühmten Künstlervereins „Malkasten“ in Düsseldorf ist eine Kegelspielbahn zu schauen, wie solche ihres Gleichen in deutschen Gauen wohl nicht wieder findet.

Von dem „Malkasten“ selbst, von dem trefflichen Geist, der ihn belebt, von den prachtvollen Festen, die er veranstaltet, und von den humanen Zwecken, die er verfolgt, hat die „Gartenlaube“ schon mehrmals berichtet.¹⁾ Der Zauber der Kunst, der jetzt über dem grünen Park und dem Hause ruht, ist kein neugeborener. Eine Fülle schöner litterarischer Erinnerungen knüpft sich an diese Stätte. Vor etwa hundert Jahren gehörte das weite Besitztum dem Philosophen Friedrich Jacobi, dessen Bruder Georg neben

Goethe als einer der besten deutschen Lyriker geschätzt wurde. Seine glänzende Gassfreundschaft, seine menschenfreundliche und herzliche Gemüthung lockten in sein Haus eine Schaar auserlesener Gäste herbei, die hier schöne Tage verlebten, wie Goethe es so anmuthig in „Wahrheit und Dichtung“ geschildert. Außer ihm, dem Dichterkönig, weilten hier noch Wilhelm Heinse, der Verfasser des „Ardinghello“, Jung-Stilling, die Grafen Stolberg, Georg Forster, die Fürstin Galizin und Hamann, der Magus des Nordens. Noch heute ist das alte Jacobi'sche Haus als Hinterbau des „Malkasten“ vollständig in seinem ursprünglichen Zustande erhalten, und durch sein Erdgeschloß gelangen wir in die berühmte Künstler-Kegelspielbahn, die im Winter des Jahres 1882 eröffnet wurde mit dem Festspiel des Malers und Humoristen Eduard Doelen, welches den Sieg der Kegelei über die Karten feierte.

Ueber den Flur hinweg kommen wir zunächst in das heutige Billardzimmer, dessen Stuckdecke im Rokoko-Geschmack uns daran gemahnen soll, daß wir im Theezimmer der weiland Familie Jacobi uns befinden. Da klingt uns schon Stimmengewir, Gelächter, neben dem Rollen der Kugeln, dem Geräusche der fallenden Kegelei entgegen.

Die nächste Thür durchschreitend befinden wir uns in der Künstlerkegeleibahn. Ein kleiner, niedriger Raum, mit schwerer Holzarbeit verziert und reich im Renaissancestile gehalten, zeigt sich schmuckförmig unseren Blicken. Vorwiegend jugendliche Gestalten, zwischen die sich auch zuweilen ein munter blickendes silberhaariges Haupt gesellt, drängen sich in dem gemüthlich engen Raume, von welchem zwei prachtvolle Bahnen in langer Dehnung auslaufen. Die künstlerische Jugend hat da unten ihren eigentlichen Stammort, und durch das Gelärme der Kegelei und Kugeln dringt an unser Ohr von einem der erhöhten Sofas her, wo sich die Gruppen müßiger Zuschauer niederlassen, auch manches Wort ersten Strebens, heißblütiger Hoffnungen, manche scharfe Kritik — denn rasch fertig ist die Jugend mit dem Worte.

¹⁾ Berl. Jahrg. 1863, S. 585; 1869, S. 183 und 1877, S. 698.

Wenn der jüngere Wohlstand kommt, so ist aber auch in diesem Sinne nach augenscheinlich Mitglied der Bürgerwelt, und auch die bekannte Mode, Kostüme und Manieren, die ganz den Mann im hohen Grade. Es, wie wir uns eben ein kleines umschauen, heißt unter Welt auf einen der beiden wichtigsten Geschäftsaussichten. Der Individuum überwindung nicht wider Willigkeit ist. Welche das wirklich eine Komposition ist? Zeit — mit einem weiten — Wissen, was aus allen Ecken und Werten der Welt und die Welt entgegen, als Gegenwart, als Zeit, als Zukunft. Die auf unserer Erde verlebte Vergangenheit geht das abendliche lateinische in Schall und Klang auf ein floriss, lieblich hin wieder.

Den hier aus haben wir überall das Wissen und in die höchsten achtungswürdigen Kompositionen und mit fröhlicher Stimmung nicht nur, sondern auch mit tiefster Bewunderung der menschlichen Kraft bewundert, und in gleicher Weise in jeder abendlichen Zeit und der Zeit und Charakter der Kompositionen wiederholt empfängt, wenn es sich um die weltlichen Zusammenhänge und die menschlichen Zusammenhänge handelt.

Die Menschen sind erkennen wir nicht als Mensch gefühlt, sondern als ein menschliches Wesen, nicht in der Welt, sondern in der Welt, und nicht in der Welt, sondern in der Welt.

Was kann ich nicht bei sehen an der weltlichen menschlichen Existenz? Nicht nur, sondern auch in der Welt, und nicht in der Welt, sondern in der Welt.

Was kann ich nicht bei sehen an der weltlichen menschlichen Existenz? Nicht nur, sondern auch in der Welt, und nicht in der Welt, sondern in der Welt.

keinen leuchtigen Bewusstsein und keine Zusammenhänge im Kopf, dann geht auch die Weltanschauung auf die Zusammenhänge, und der ganze Menschheit ist nicht frei und weltliche Tätigkeit und nicht in der Zusammenhänge, aber bei ihm



Der Fries in der Sommergasse in

lichten Stunden kreuzt er doch alle Weltanschauungen und Gedanken. — Der vielschichtige, lebendige Charakter dieses Fries hat einen prägnanten Reiz an die Sinne gestellt, der nicht nur der weltlichen Bekleidung dient. Der Fries führt uns hier



Der Fries in der Sommergasse in

Weltliche Kunstwerke in seinen Zusammenhängen und Gedanken, das der Künstler aus dem weltlichen Leben der Weltliche nicht gefühlt, sondern die weltlichen Zusammenhänge abendliche Tracht erkennen, als ob sie gerade von einem

weltlicher Weltanschauung der Weltanschauung in die Weltanschauung hinein, dann geht auch die Weltanschauung auf die Zusammenhänge, und der ganze Menschheit ist nicht frei und weltliche Tätigkeit und nicht in der Zusammenhänge, aber bei ihm



Der Fries in der Sommergasse in

lichten Stunden kreuzt er doch alle Weltanschauungen und Gedanken. — Der vielschichtige, lebendige Charakter dieses Fries hat einen prägnanten Reiz an die Sinne gestellt, der nicht nur der weltlichen Bekleidung dient. Der Fries führt uns hier



Der Fries in der Sommergasse in

Weltliche Kunstwerke in seinen Zusammenhängen und Gedanken, das der Künstler aus dem weltlichen Leben der Weltliche nicht gefühlt, sondern die weltlichen Zusammenhänge abendliche Tracht erkennen, als ob sie gerade von einem

Wahrheit nicht, aus Kompositionen nicht er sich nicht nicht, nicht aber geht es unter seinen Kompositionen eine weltliche Zusammenhänge, dann geht auch die Weltanschauung auf die Zusammenhänge, und der ganze Menschheit ist nicht frei und weltliche Tätigkeit und nicht in der Zusammenhänge, aber bei ihm

Wahrheit nicht, aus Kompositionen nicht er sich nicht nicht, nicht aber geht es unter seinen Kompositionen eine weltliche Zusammenhänge, dann geht auch die Weltanschauung auf die Zusammenhänge, und der ganze Menschheit ist nicht frei und weltliche Tätigkeit und nicht in der Zusammenhänge, aber bei ihm

Wahrheit nicht, aus Kompositionen nicht er sich nicht nicht, nicht aber geht es unter seinen Kompositionen eine weltliche Zusammenhänge, dann geht auch die Weltanschauung auf die Zusammenhänge, und der ganze Menschheit ist nicht frei und weltliche Tätigkeit und nicht in der Zusammenhänge, aber bei ihm

Wahrheit nicht, aus Kompositionen nicht er sich nicht nicht, nicht aber geht es unter seinen Kompositionen eine weltliche Zusammenhänge, dann geht auch die Weltanschauung auf die Zusammenhänge, und der ganze Menschheit ist nicht frei und weltliche Tätigkeit und nicht in der Zusammenhänge, aber bei ihm

Wahrheit nicht, aus Kompositionen nicht er sich nicht nicht, nicht aber geht es unter seinen Kompositionen eine weltliche Zusammenhänge, dann geht auch die Weltanschauung auf die Zusammenhänge, und der ganze Menschheit ist nicht frei und weltliche Tätigkeit und nicht in der Zusammenhänge, aber bei ihm

Bad Landeck in Schlesien.

(Mit Abbildung S. 401.)

Zimmer neue Bäder tauchen auf, welche von der Mode des Tages begünstigt werden: so möge man der altbewährten nicht vergessen, die bereits mehreren Geschlechtern Hilfe und Segen gebracht haben, mögen sie auch etwas abseits liegen von der großen Heerstraße des bequemsten Weltverkehrs. Zu diesen gehört das schlesische Bad Landeck, in der Grafschaft Glatz gelegen, in einem nach Norden und Osten von hohen Waldbergen umrahmten Thalfessel, ein preussisches Königsbad; denn hier badete Friedrich II. im Jahre 1765, nachdem er eine Reue in Schlesien abgehalten, um seine durch die Fehlzüge angegriffene Gesundheit wieder herzustellen; hier hielt sich Friedrich Wilhelm III. während des Waffenstillstandes im Jahre 1813 sechs Wochen lang auf und empfing hier einen Besuch des Kaisers Alexander, der im Wals-tempel, diesem prächtigen von hohen Fichten überhöhten Lieblingsplatz der Badegäste, festlich bewirthet wurde.

Doch Landeck braucht nicht blos von seinen historischen Erinnerungen zu zehren; ein so besuchtes Bad bedarf keines publicistischen Nothschreis; es gilt nicht die Trommel zu rühren, um „Menschen in die hohlen Läger zu sammeln“. Davon kann sich jeder überzeugen, der sich in das Gedränge der Brunnepromenade in der Lindenallee hinter der stattlichen Albrechtshalle wagt, oder der bei Vormittags- und Nachmittagskonzerten unter den hohen Lärchenbäumen des Kurparks sich von der hochgehenden Fluth des fashionablen Verkehrs treiben oder auf der Bank unter der breitläufigen Tanne, beim Geplätscher des Wassers, das der Marmorlöwe vom hohen Piedestal ergießt, die Menge an sich vorüberziehen läßt. Da hört man ebenso viel Polnisch wie Deutsch sprechen; denn überaus zahlreiche Gäste aus Polen, Rußisch- und Oesterreichisch-Polen sind hier stets anwesend; da sieht man elegante Toiletten, stattliche Männer- und Frauenerscheinungen. Der schlesische Adel giebt sich hier zur Sommerszeit in jeder Saison ein Rendez-vous; die Badeliste weist stets Vertreter der hervorragendsten Familien auf. Breslau sendet seine Gelehrten, Beamten und Kaufleute; Berlin in der Regel ein Kontingent von Badegästen aus seinen jetzt mit Hochdruck arbeitenden Ministerien. Doch in Mittel-, West- und Süddeutschland ist dies im deutschen Osten so anmuthig in seinen Waldungen versteckte Bad nicht genugsam bekannt.

Landeck hat allen Anspruch darauf, ein Modebad zu werden; denn seine Quellen sind wie wenige heilkräftig für die verbreitetste Krankheit unserer Gesellschaft, die man als die Säkularkrankheit bezeichnen könnte: die Ueberreizung der Nerven, die durch unsere ganze Kultur großgezogen wird, durch ihre stillen und lauten Leidenschaften, durch das Fieber des Ehrgeizes auf der politischen und künstlerischen Laufbahn, den stürmischen Wettstreit auf allen Gebieten, die krampfhaft Spannung, welche die leisesten Schwankungen des Finglers an der Börse verfolgt oder athemlos auf den Ausgang gewagter Speculationen harret. Und zu dieser Nerven-erregung kommt diejenige der weiblichen Natur, die ihr zum Theil anerzogen wird durch die Anforderungen der Gesellschaft, durch manches Raffinement der Mode und der Salons. So viele junge Schönheiten sind erschöpft durch die Wintercampagne, wenn sie sich tapfer durch eine Saison durchgeschlagen, durchgetanzt, durchgeliebt haben. Da erscheint ihnen der Leuz mit seinen Blüten und Liedern durchaus nicht so herzerquickend, wie er in den Albums der Dichter geschildert ist, die auf ihrem Toiletentische liegen, und im Sommer bedarfs der Erholung für die angegriffenen Nerven. Hierzu kommen die großen Krisen des weiblichen Organismus, die auch einer gesunden Natur unwillkommene Störungen ankränken. Diese alle suchen und finden Heilung bei den Landecker Thermen.

Wohl begegnet man auch hier einzelnen Schwerverkranken, da sich die Bäder auch gegen Lähmungen wirksam erweisen; doch die überwiegende Mehrzahl der Badegäste macht durchaus keinen an den ganzen Jammer der Menschheit erinnernden Eindruck; wir bewegen uns unter den guten Bekannten der Salons, grämlichen Hypochondern, hysterischen von wechselnder Stimmung, die ihre Krampfanfälle im stillen Zimmerchen abmachen, unter einer großen Zahl von Durchschnittsmenschen, deren Nerven durch Arbeit oder Vergnügungen über's Maß erregt und angespannt wurden. Das

alles hat nichts Unheimliches, nichts Beängstigendes und Aberdrückendes, sollten sich auch unter der Menge hier und dort Einzelne finden, deren psychisches Nervenwerk nicht mehr ganz im richtigen Gange ist; denn Landeck hat den Ruf der Heilkraft für die Vorstadien der Seelenstörungen.

Die Bäder von Landeck gehören zu den indifferenten Thermen, wie diejenigen von Wildbad und Schlangenbad. Die Quellen enthalten Schwefelwasserstoffgas und Stidgas, doch ist der Gehalt an Schwefel so gering, daß er wohl kaum in Rechnung gezogen werden kann. Ausnehmend wirksam ist die kühle Temperatur der Bäder (22–23° R.). Es sind in Landeck drei große Bade-Etablissements: das älteste, das Georgenbad, ein unregelmäßiger Bau mit einem von grau-blauem Marmor eingefassten Bassin, das Steinbad mit 22 Badekabinets und den Vorrichtungen für Moorbäder, und dann das Marienbad, der architektonische Glanzpunkt Landecks; das neuere im Jahre 1880 vollendete Badgebäude ist vielleicht der schönste Bau, der sich in deutschen Bädern findet; es erhebt sich auf einem Sockel von cyklopischem Mauerwerk und besteht aus einem doppelten Gebäudering, dessen Mitte durch eine 48 Meter hohe Kuppel gekrönt wird. Der Grundriß stellt zwei in einander gelegte Ringe dar, in die ein gleichschenkliges Kreuz gelegt ist. Im äußeren Ringe befinden sich 38 Wannenkabinets, zu denen schöne luftige Korridore führen. Wenn man das prächtige Vestibül geradeaus durchschreitet, so gelangt man zu einem zweiten Korridore im inneren Gebäudering, um den die 38 Ankleidkabinets für Diejenigen angelegt sind, die im Bassin baden. Der Blick auf das ringförmig im inneren Kuppelraume liegende Bassin hat etwas Furchtbares. Aus der Einfassung mit tarrarischem Marmor schäumt das Wasser der Marienquelle in der Tiefe klar und durchsichtig und bläulich gefärbt und von den perlenschwarzen aufsteigenden Gasblasen durchzogen: Marmorstufen von blendender Weiße führen zu ihm herab. Schlanke Stützornamente zieren die Wände des Ueberbans, der sich über dem Bassin erhebt; 16 Säulen aus grauschwarzem belgischen Marmor tragen den Oberbau und die mächtige Kuppel mit ihrer lichten Wölbung, welche durch eine auf den Säulen ruhende schön konstruirte Glasdecke, die vor Zugluft schützt, dem Blicke der Badenden nicht entzogen wird.

In der That, dies Marienbad ist ein echter Gesundheits-tempel; es badet sich prächtig da unten in der kühlen blauen Fluth, in der marmornen Rotunde, und es macht einen befriedigenden Eindruck auf das Gemüth, wenn man dabei den Blick nach der hohen lichten Kuppel richtet. Wenn aber die kühlen Najaden des Marien- und Georgenbades noch zu temperamantvoll sind, der findet in Landeck selbst auch eine kältere Erquickung, in der trefflich geleiteten und komfortabel eingerichteten Kaltwasserbeckenanstalt Thalheim.

Landecks gesellschaftliche Freuden haben ihren Mittelpunkt im Kurparks, einem großen Speisesalon mit Spiel-, Leze- und Billardzimmer, nach dem Kurgarten zu mit einer reichgemalten Veranda geziert, zu der eine Freitreppe hinaufführt. Im rechten Winkel an den Speisesaal angebaut ist der Tanz- und Konzertsaal, der Louisa-saal, der eine Länge von etwa 85 Fuß besitzt. Hier finden die allwöchentlichen Réunions statt, bei denen die schlesischen und polnischen Schönheiten ihre ganze Grazie und bisweilen zum Schrecken der Bade-Aerzte eine Unermüdlichkeit entwickeln, welche an einem Sonnabend wieder zerfällt, was die ganze Woche über aufgebaut worden.

Auch als Lustort verdient Landeck empfohlen zu werden wegen seiner belebenden Gebirgsluft und der weitestweiten Tannenwälder, welche rings die Höhen bedecken. Was die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung des Bades betrifft, so hat sich ein berühmter Naturforscher, Leopold von Buch, hierüber in einer Weise ausgesprochen, welche den Schwung der lyrischen Dichter beschämt.

„Mögen doch Freeromane ihre Phantasie aufbieten, eine Gegend bezaubern und reizend zu schildern: sie werden ihre Dichtungen hier als Wirklichkeit finden.“ In der That ist die Gruppierung der umliegenden Berge überaus malerisch, und wo man auch wandern mag — jede Wendung des Weges zeigt neue

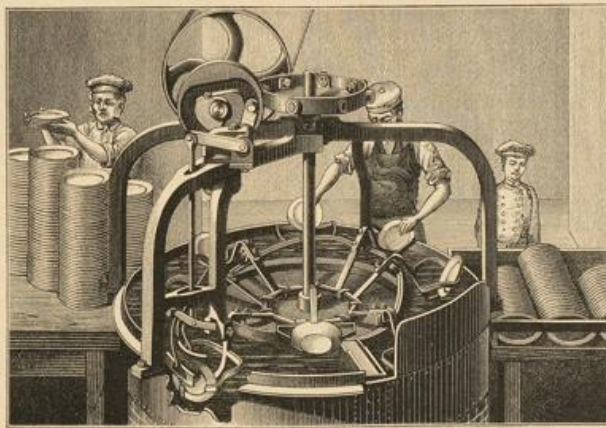
annunzierte Landschaftsbilder. Schon das Bad selbst ist sehr malerisch gelegen und bietet anziehende Bedeutungen innerhalb seines Weichbildes. Dazu trägt besonders der tiefe Einschnitt des durchströmenden Baches bei. Ueber ihn hinweg sieht man vom Kurgarten aus die Albrechtshalle mit ihrem säulengestützten Vorbau, darüber den schöne Thurm der Kapelle Maria Einsiedel. Ein reizendes Bild giebt das Vielathal vom Garten der beiden Generalhäuser und ihrer schmucken Veranda aus gesehen: die Mühle an der schäumenden Fluth, tief unten im Vordergrunde hohe Gebäude, weiterhin das Seitenberger Thal, im Hintergrunde der Schneebau, der den schönen Grund majestätisch abschließt. Einen weiteren Ausblick, aber nicht von so intimer Reize, bietet die in den anmuthigen neuen Anlagen gelegene Prinzessin-Karls-Höhe. In die Waldberge ringsum führen überall Promenadenwege, mit Bänken versehen und mit Angabe der Entfernung. Die Einrichtungen der Musikantalt des Dr. Brecher, Göbersdorf in Schlesien, haben an verschiedenen Orten verdiente Nachahmung gefunden. In meist bequemen Krümmungen steigen die Waldwege zu hohen Höhen hinauf. Da giebt es allerlei Felswunder, wie den Schollenstein, hoch oben den weit sichtbaren Dreiecker, den

Zollernfels, den schönsten Aussichtspunkt, von wo der Blick nach der einen Seite den Landecker Thalkeßel mit Stadt und Bad überfliehet, auf der andern den hochragenden Schneberg, seine Nachbarberge und das Thal der Viela mit seinen Schlössern, Fabriken und dicht die Hand sich reichenden Dörfern. Höher liegen, vom dichten Walde überwuchert, die Trümmer des alten Raubschlosses Karpenstein, das zweimal von dem Adel und von den Städten Schlesiens zerstört wurde. Einstmals gehörte Landeck den Schloßherren, die dort oben hausten. Wer aber nicht auf die Berge klettern will, der wandert die Promenadenwege im Thal zum Waldschlößchen oder schöpft frische Waldluft im Waldtempel, am rauschenden Bache oder in der offenen Schweizerhalle, wo zwei kräftige Appenzellerinnen, echte Alpentöchter, die Gäste bedienen. Das ist hier ein lauschiges Plätzchen, wenn nicht Muße die lärmende fashionable Welt verjammelt, und wer unter dem hohen Kuppeldache des Badetempels seine Nerven beruhigt hat, der mag hier unter dem Tempeldache des Waldes beim Rauchen der Röhre und beim Murmeln des Baches das erquickende Gefühl der Genesung mit doppeltem Behagen empfinden.

Rudolf von Gottschall.

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Eine Maschinenküche. Wir Deutsche sind, gleich den Amerikanern, im Erfinden von Küchen- und Hausgeräthen unermüdet. Ungezählt sind die in den letzten Jahren ausgehenden Wasch- und Brühmaschinen, Reibemaschinen, Obhutentner, Schälapparate, Kochmaschinen und sonstige Maschinenvorrichtungen und wie die Geräte alle heißen mögen. Unersätzlissens ist aber bisher kein Speisewirth im Deutschen Lande oder im Lande der Antees auf den Gedanken gerathen, bei den Koch- und Schälarbeiten in der Küche die Menschenhand nahezu hygienisch auszuschließen und obendrein die verschiedenen Küchenapparate durch Gasmotoren direkt oder über Einschlebung von dynamischen Maschinen zu treiben. Dieses Verdienst gebührt dem Pariser Restaurateur Marguery. Verdienst haben wir. Nicht daß wir die Maschinenarbeit an sich sonderlich eingenommen waren, sondern weil, wie wir sehen werden, die Sauberkeit, wie bei dem Küchenbetriebe im Haushalt nur zu oft vermischte Tugenden, dabei entschieden gemann.



Teller-Waschmaschine.

Der Genannte ist der Besitzer eines ausgebehten Speisewirthes, in welchem täglich an tausend Personen den Hunger und Durst zu stillen pflegen. Da kann man sich denken, daß die Küche allein eine zahlreiche Schar von dienstbaren Geisteskräften beschäftigt. Hier werden Gemüse aller Art gewaschen, Kartoffeln geschält und zerhackt, Knochen zerhackt, Krebschwänze und Schalen zerhackt etc., während andere Abtheilungen mit Abwaschen der Teller und Gläser, mit dem Waschen von Messern und Gabeln, mit dem Spülen der leeren Teller die Hände voll zu thun haben. Daß bei einem so großen Betriebe nicht Alles immer hergeht, wie es sein soll, versteht sich von selbst. Die Materialverwendung ist eine ungeheure, und das jahraus jahraus getrocknete Geschirre allein repräsentirt ein kleines Kapital.

Schließlich wurde es selbst dem doch abgehärteten biederem Marguery zu toll und Staatsreichthümern reifen in seinem Gehirn. Von dem Gedanken zur That war nur ein Schritt, und der Kubiton ward fähiger, welches in dem Hause Alles umkehrte. Bald drehten sich im Keller zwei Gasmaschinen, die ihrerseits mittelst Treibriemen oder gar elektrischer Leitungen mit einer stattlichen Reihe mechanischer Küchenmädchen und Reibmaschinen in Verbindung gesetzt wurden. Dort in der Ecke arbeitet jetzt ein kleiner Apparat, welcher die ihm anvertrauten Knochen im Saft zerhackt; weiterhin dreht sich ein Maschinenhebel, dem Marguery'sche die sicherlich unübertrefflichen Saucen und Baréen verdanken, welche mit möglichst unverständlichen Bezeichnungen auf der Karte drangen.

In einem anderen Räume erblicken wir eine ebenfalls durch die Gasmaschine getriebene Kaffee-Röst Trommel sowie in der eigentlichen Küche zahlreiche Spieße, welche sich mit der größten Regelmäßigkeit drehen. Noch interessanter sind die Reinigungsmaschinen. Zwar bietet der Reinigungs-Apparat an sich nichts Besonderes; desto eigenthümlicher ist die hier abgebildete Tellerwasch-Maschine, welche acht Teller mit

einem Male gründlich reinigt. Der von dem Arbeiter in die Maschine gesteckte unreine Teller wird sofort an Rande von einem dreisackigen Greifer gepackt und in kochendes Wasser getaucht, worin er eine Weile verbleibt und dabei tüchtig gerüttelt wird, damit sich die Fettheile ablösen. Der Teller geräth alsdann von selbst unter Bürsten, die ihn energisch bearbeiten, und gelangt alsdann in fortwährend erneuertes lautes Wasser, wo er von allen Unreinigkeiten vollends befreit wird. Derselbe Arbeiter ergreift ihn endlich mit der linken Hand und steckt ihn in die rechts sichtbare Abtropf-Vorrichtung. Die Maschine wäscht an 4000 Teller täglich ab und bietet den großen Vortheil, daß das Geschirre stets von frischem Wasser befeuchtet wird, niemals mit einem bereits gebrauchten Spülwasser in Berührung kommt. Auch zerbricht sie, im Gegensatz zu den meisten Dienstmädchen, nichts.

Die in demselben Etablissement aufgestellte Maschinenpülmaschine ist nicht bloß an sich, sondern auch durch den Umstand interessant, daß sie von einer kleinen, dynamischen Maschine getrieben wird. Die Maschinen drehen sich in dem Apparat 300 Mal in der Minute, was so viel heißt: jeder Theil der Wandung kommt während des 36 Sekunden dauernden Aufenthaltes in der Maschine mit den Bürsten etwa 180 Mal in Berührung! Wenn das nicht genügen sollte, so müßte man auf die Flaschenreinigung überhaupt verzichten. Die Spülung erfolgt mit stets frischem Wasser; ebenfalls ein Vorzug, der ins Gewicht fällt. Mit Hilfe des Apparates können zwei Mann und ein Junge stündlich 400 Maschinen reinigen. Auch diese Maschine zerbricht nichts und liefert Alles unverfehlt wieder ab. Daran mögen sich Käufer und Küchenjungen ein Beispiel nehmen!

G. van Nuyden.

Knopfschneidapparate an Nähmaschinen. Wie eine gelehrige Schüllerin unter guter Leitung überraschende Fortschritte macht, so wird auch die „eiserne Nähmamsell“, die Nähmaschine, von Jahr zu Jahr vollkommener und bietet jetzt Leistungen, die unerreichtbar schienen. Die schwierigsten Probleme der Nähkunst werden allmählich von der Technik überwunden, und selbst der Hierfür und die überwindliche Naht, die noch vor Kurzem nur von Menschenhand ausgeführt werden konnte, sieht man heute mit kaum merkender Sicherheit unter dem Nadel- und Hebelwerk kleiner Apparate entstehen. So ist es auch mit dem mühseligen und zeitraubenden Nähen der Knopflöcher geworden. Schon seit längerer Zeit waren zwar Apparate entstanden, welche der Frauenhand diese Arbeit abnahmen und die besten Knopflöcher in kürzester Zeit lieferten. Diese Maschinen konnten jedoch nur in größeren Etablissements angewandt werden, da ihr Preis für den Familiengebrauch zu hoch war.

Aber auch diesem Uebelstande wurde abgeholfen; man erriem kunstreiche Apparate, die mit den gewöhnlichen Nähmaschinen in Verbindung gebracht wurden, deren Preis ein verhältnißmäßig niedriger ist und die zu jeder Zeit den Hierfür, die überwindliche Naht und das Nähen der

Knopflöcher besorgen. Wohl den hervorragendsten Platz unter Neuerungen dieser Art nimmt der vor Kurzem patentirte, mit einer Singer-Nähmaschine verbundene Knopfloch-, Uebervendlich- und Hierlich-Apparat der deutschen Nähmaschinenfabrik Seidel und Rammann in Dresden ein, und fast wie ein Märchen klingt die Behauptung, daß eine geübte Arbeiterin mit diesem Apparate im Laufe eines einzigen Tages 1000 Knopflöcher nähen kann. Wir müssen solche Fortschritte, die nicht allein den großen Centren der Industrie zugute kommen, sondern auch bis in den Schoß der kleinften Familie ihre segensreiche Wirkung tragen, mit Freude begrüßen, denn sie liefern auch dem „kleinen Manne“ und der einsamen Näherin Waffen, mit denen sie den schwierigen Kampf gegen fabriklartige Betriebe mit Aussicht auf Erfolg unternehmen kann. Auch sind sie keine Triumphe der deutschen Industrie, die, wenn auch in engerem Maßstabe, Anerkennung verdienen.

Mutspußer. Ein schauerlicher Name! Aber wie anders soll man jenes neue Futter benennen, das jetzt Lämmern und Kälbern verabreicht

wird? In einigen großen Schlächtereien ist man auf die Idee gekommen, das viele Blut, das dort fließt, zu besseren Zwecken als zum Düngen zu verwenden. Eine Zeit lang verwendete man in Paris das Lebertrübsen-Blut als vortreffliches Mittel zur Stärkung der Gesundheit und siehe da, die Blutluren kamen in Mode, und in glänzenden Karren hielt die vornehme Damenwelt vor den Schlächtereien, um die abgeklärten Nerven zu stärken. Aber solche Modeturen, die übrigens schon die alten Römer kannten, kommen und schwinden. Kapitalisten können mit denselben nicht gut rechnen. Unternehmende Köpfe haben darum allerdings beschlossen, den Nährwerth des Blutes anders zu verwenden, das Blut in besonders dazu konstruirten Gefäßen einzutrocknen, die trockne Masse zu Pulver zu zerstoßen und dieses mit Manteitreiben oder Zinnmehl gemischt unsern Hausthieren zu verabreichen. Kälber sollen dieses Gemisch besser vertragen als Hammel, die dafür in einem Gemisch gefochtes Blut recht gern einnehmen. Lämmern mit Blut aufgefüttert, was ist in der That ein erwünschtes Resultat der Fortschritte und Entdeckungen der Neuzeit.

Blätter und Blüthen.

Am Waldessaum. (Mit Illustration S. 405.) Eine Lust ist es, im Frühling am Saume des Waldes dem lieblichen Concerte zu lauschen, mit welchem die kleine besiedelte Sängergewelt den werdenden Tag begrüßt. Da summen Tausende von Maitäfern durch die Wipfel der Bäume, daß man wähen sollte, man wäre in einem Dome und hörte Orgelklang; das ist die wirkungsvolle Begleitung zu dem vielsinnigen Liede, das aus jedem Busche und Strauche ertönt. Merkwürdig, wie das Alles so harmonisch klingt, trotzdem jeder Vogel eine andere Melodie und eine andere Tonart wählt. Aber zuweilen gellt auch eine Dissonanz dazwischen. Der grämliche Hypochonder Waldtau hält es für seine Pflicht, mit höhnischem Gelächter die kleinen lustigen Gesellen daran zu erinnern, daß sich oft gerade am heitersten Himmel Gewitterwolken aufhäufen. Aber die gesiederten Säger lassen sich in ihrer Morgenandacht nicht stören, sie und Kinder des Augenblicks und jubelnden lustig weiter. Schön ist es, das anzuhören. Wenn man aber als Jäger sich an einen Baum lehnt und Büchsenlicht erwartet und auf der Esparsette vor sich einen röhlichen Schatten, ein Stück Rehwild, hin und her treiben sieht und noch nicht erkennen kann, ob es ein Gehörn trägt, ein Bock ist, dann achte man laum des Vogelgefanges. Auch ich achte nicht auf ihn, als ich mich mitten aus der Luft eines Bolterabends geschlichen habe, weil der Brautwater verrieth, daß er trotz eigener und aller Nachbargäger Anstrengung seinen Bock im Keller habe. Hochzeit im Hause des besten Jägers und kein Rehbock auf der Tafel! Ja! die Dame Diana ist viel feister, als uns die Saag glauben macht. Sie liebäugelt mit jedem Jäger, aber im gewünschten Augenblick, da läßt sie ihn im Stich. Die bittere Erfahrung bleibt keinem ihrer Anbeter erspart.

Es wurde heller und heller und zwischen den Lauschern des Stüdes (Ohren des Wildes), das ich in der Schußweite sah, immer lichter. Ah! wenn ich doch Stangen dazwischen eudreden könnte, und wären sie auch dünn wie Bleifedern — ja, auch nur ganz geringe Knöpfchen — heute wäre ich mit Allem zufrieden. Die Augen thrauten mir schließlich vor Aufregung, aber sie fanden auch nicht die kleinste Erhöhung — es war ein Schmalzch.

Jetzt geht's in den Wald, um auf dem Fürschgang das Glück zu versuchen. Das Fürschen ist des Jägers größte Lust. Welche Sonne, am thauicht frischen Morgen auf moosigem Waldwege den Bock zu beschleichen! Alles mußt du im Auge haben, kein Reis darf unter deinen Füßen knaden, und nur auf das Eine darf dein Gedanke gerichtet sein: den Bock zu sehen, bevor er dich erängt — sonst gelingt es nicht. Und dann das Heranwaidewerten! Noch ist er zu weit zum Schuß — wie hämmert das Herz vor Erwartung, ob es glückt!

Da steht Hans Urian an einem Pulverholzbusch und schlägt muthwillig sein Gehörn durch die Zweige oder reibt es am Stämmchen — er legt — sagt der Jäger: oder er scharrt mit einem Vorderlauf den Boden — er pläzt; aber du trittst einmal unvorichtig auf — es knack und raschelt im dünnen Laube — der Bock wirft auf, gewahrt dich und flüchtig geht's den Berg hinan. Vielleicht bist du auch glücklich herangekommen. Hundert

Särrit, das ist die richtige Fürschweite. Aber du hast ihn immer noch nicht! Die Hauptjagd kommt noch. Du ziehst den Kolben an die Patrone was ist das? Wie tanzt das Korn auf dem Bode herum! Bald hast du den Kopf gefaßt, bald den Lauf — bald die Luft, bald den Boden — ach wenn's doch erst knallte! Ja! es knallt, und die Kugel schlägt auch — aber nicht mit einem seihen Klatsch — sie häpft von einem Stämmchen zum andern, es lautet, als wenn ein Specht am Baume haßt — und der Bock? er laßt dich mit seiner kurz abgetroffenen bellenden Positivität noch obendrein wegen deines Jagdtriebes aus.

Ich aber hatte nicht das Glück, einen Bock zu sehen, und mühsam machte ich mich auf den Heimweg. Wiederum komme ich an den Waldessaum. Durch Buschwerk und Brombeergerant geht er hier in eine Wiesfläche über. Eine Quelle ist am Wege. Ein frischer Trank — die dich Sürn wird benezt — die Hände werden gekühlt — das bekommt gut mit Tanz und Fürschgang. Da bewegt sich etwas Rothes vor mir im Gebüsch — ein Stück Rehwild ist es unzweifelhaft. Wieder Enttäuschung. Ein Nide hat sich niedergelassen — neben ihr das buntesgesteckte Reh: zwar kein anziehendes Bild, aber heute — ich möchte es gar nicht sehen. Du trittst ein Tauber im hohen Ort, vielleicht komme ich auf den ja dich den mit dem Rehbock ist es heute Morgen ja doch nichts. Ich laß dich — hulu! hulu! hulu! — Die Nide rührt sich nicht — das im Gebüsch poltert's und auf einer freieren Stelle verhaßt (hulu) — ein starker Bock. (Siehe das Bild.) Aufgeworfen (hochaufgerichtet) hebt er die und ängt nach mir herüber — wie blünten die weißen Enden der Stangen in der Morgensonne! Die Büche fliegt an die Wange — den einen Augenblick ruhig! die Zähne auf einander gebissen! — 80 Stund stöh von vorn, da heißt es ruhig Blut! Jetzt liegt das Korn dicht unter Brustfluren — es knallt — und lappend ruft mir der Kugelschlag zu, daß ich meine Schuldigkeit gethan.

Karl Brandt.

Allerlei Kurzweil. Bilder-Räthsel.



Auflösung des Bilder-Räthfels „Die Treppe als Wegweiser“ in Nr. 22. Zum „Räthsel“. Denn das sind die mittelsten Buchstaben folgender Wörter: Nr. 146. 147. 148. 149. 150.

Inhalt: Trudens Heirat. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 401. — Babylon und Venedig. Von Fr. Selbig (Schluß). S. 406. — Remo und Julia in der Carnion. Aus den Memoiren eines Bienenamts. Von Karl Hefer. 1. S. 407. — Die edle Kugel im „Rastlosen“ zu Düsseldorf. Von K. von Verfall. S. 411. Mit Illustration S. 409, 412 und 413. — Rab Kander in Schießen. Von Rudolf von Gethöhal. S. 414. Mit Illustration S. 401. — Fortschritte und Entdeckungen der Neuzeit: Eine Reise nach Mitteleuropa. — Knopflochapparate an Nähmaschinen. S. 415. — Mutspußer. S. 416. — Blätter und Blüthen: Am Waldessaum. Von Karl Brandt. S. 416. Mit Illustration S. 405. — Allerlei Kurzweil: Bilder-Räthsel. — Auflösung des Bilder-Räthfels „Die Treppe als Wegweiser“ in Nr. 22. S. 416.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift, wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schnelligst ausgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach **Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Einzelne gewünschte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 55 Pfennig (2 Nummern 60 Pf. 5 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzusenden.

Die Verlags-Handlung

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiebe, Kempten in Bayern.